

Mobihexers Märchen und Legenden

Märchen und Legenden aus Deutschland

Postfach 440207, 90207 Nürnberg

Tel.: 0911 3733753

[e.ritter@ipartnership.de]

[www.mobihexer.de]

[.mobi]

Schon lange bevor Geschichte(n) aufgeschrieben wurde(n), haben Sagen zum Kulturgut aller Gesellschaften beigetragen - und zur Unterhaltung.

Die "Sage" meint Gesagtes, also mündliche Überlieferung; das Wort "Legende" dagegen kommt von Lesen. "Märchen" schließlich können schriftlich oder mündlich überliefert sein und erzählen oft Wundersames.

Ob Märchen in der heutigen technisch - und daher vermeintlich "realistisch" - geprägten Zeit ihren Platz haben können? Nicht nur das, sie sind voll im Trend: denn die Hinwendung zu mehr spirituellen Inhalten im Leben als Antwort auf Anonymität und Technisierung besteht schon lange. Und der reißende Absatz von "spinnerten" iPhone-Apps bis hin zum Fitness-Training mittels Wii-Playstation zeigen doch, dass Traumwelten gefragt sind.

Bleibt nur das Akzeptanzproblem: das Großmutter-Geschichtenerzähl-Szenario muss zielgruppenfreundlicher und etwas cooler werden, freilich, ohne das Märchen-"Feeling" zu sehr zu verlassen.

Die Künstlerin und Publizistin Ilona Elisabeth Schwartz packt genau das an. Die ewig gültigen Märchen-Inhalte stellt sie mit nachschöpferischem Witz in neues Licht, so mag man sie gerne nochmal lesen, über Altbekanntes schmunzeln und Neues darin entdecken.

Viele Legenden haben historische Ursprünge und Anlässe oder sind sie geben "wahre" Geschichten wieder, die über die Jahrhunderte, immer wieder zeitgenössisch "abgeschmeckt", weitergegeben wurden - wie etwa den Untergang der Insel Rungholt, Ruhm und Taten des Klaus Störtebeker oder die Heldentat der "Kinderlore" aus dem fränkischen Dinkelsbühl.

Ursprünglich als auflockernde Ergänzung zu deutschen Urlaubsangeboten gedacht und von Ilona Elisabeth Schwartz den betreffenden Urlaubsregionen zu geordnet, haben ihre gelungenen Erzählungen nunmehr ein Eigenleben entwickelt und werden hier als E-Book bzw. in PDF veröffentlicht.

© 2009-2010 [PresseNet](#) und [internet partnership](#)

Deutsche Märchen und Legenden

Nacherzählt von Ilona Elisabeth Schwartz

Die Erdmantjes

Eine Legende aus Ostfriesland

Ebenso lang wie wir Menschen - und vermutlich noch viel länger - gibt es die Erdmantjes. Die leben in großen Stämmen unter der Erde und lassen sich nur selten von den "Großen" sehen, denen sie, so gut sie können, aus dem Wege gehen.

Das Volk dieser kleinen Männchen lebte vor langer Zeit in einem Berg bei der Stadt Leer, dem Plytenberg, wo sie unter ihrem König ein gutes Leben führten. Die Menschen, die in der Gegend wohnten, behandelten die kleinen Nachbarn mit einigem Respekt - und so kam man recht gut miteinander aus.

Zuweilen sahen aufmerksame Fischer die Spuren kleiner Füße am Flussufer, und dann nickten die Menschen und sagten: die Erdmantjes haben wieder Washtag gehabt. Und wenn dann bei Vollmond auf den Wiesen kleine Wäschestücke zum Bleichen auslagen, sahen die Leute einfach nicht hin - denn man wollte mit allen Nachbarn in Frieden leben - auch mit den Kleinen.

Manches Mal, wenn es bitterkalt war im Winter und die Menschen in den warmen Stuben saßen, hörten sie sonderbare Geräusche vom vereisten Fluss herüber, und dann wussten sie, dass die Erdmantjes Schlittschuh liefen. Wenn in den Scheunen zuweilen ein kleines Maß an Feldfrüchten fehlte, so waren nicht immer die Mäuse dafür verantwortlich, und manche Kuh war schon gemolken, wenn der Bauer des Morgens in den Stall kam.

Das nahm man dem Volk der Erdmännchen nicht weiter übel, denn wer sich gut mit ihnen stellte, dem gelang nach so einem Besuch der Kleinen so manches sehr viel besser als sonst. Sei es, dass Ziegen und Kühe besser Milch gaben, oder dass die Reusen besser gefüllt aus dem Fluss gezogen wurden. Manche Hausfrau ließ das eine oder andere Gute auf dem Fensterbrett liegen, so konnte sie ziemlich sicher sein, dass ihr Garn sich besser verspann und ihre Kinder bei guter Gesundheit blieben.

So teilten sich die Menschen und das kleine Volk ganz leidlich das Land, bis zu jenem Abend, da dem Fährmann zu Leerort etwas Sonderbares widerfuhr. Dieser nämlich saß nach getaner Arbeit gemütlich in seiner Hütte, um den Feierabend zu genießen, als er jemanden rufen hörte. Zwar hatte er sein Tagewerk schon verrichtet, doch wollte er wissen, wer da nach ihm verlangte und ging zum Ufer hinunter.

Da stand nun eines der Erdmantjes und rief tatsächlich nach dem Fährmann. "Fahr over", sagte der kleine Mann, mit grauem Hut und

grauem Umhang, und wollte sich nicht abweisen lassen. Seufzend schickte sich der Fährmann an, das Boot loszumachen, um den kleinen Herrn überzusetzen, aber da schüttelte das Erdmantje den Kopf und verlangte durchaus, mit dem großen Fährkahn gefahren zu werden. Schließlich, so meinte der Kleine, wollten ja noch viele andere übersetzen.

Der Fährmann nahm die Mütze ab und kratzte sich am Kopf, denn so sehr er auch in das fortgeschrittene Abenddämmer starrte, sah er nur den einen kleinen Wicht da stehen. Aber da es besser war, die Unterirdischen nicht unhöflich zu behandeln, tat er was das Erdmantje ihn geheißen und machte den Fährkahn fertig.

Als beide nun an Deck standen und er den Kahn losmachen wollte, hob das Kerlchen warnend die Hand und sagte: "Wacht, noch neet." Und da war es dem Fährmann, als höre er aufgeregtes Wispern ringsumher. Dann war ganz feines Getrappel auf Holz zu hören - das ging eine Weile so fort. Und unter dem Gewisper und dem Getrappel sank der Kahn ein gutes Stück tiefer.

Dem Fährmann war nun ein wenig sonderbar zumute, aber er ließ sich nichts anmerken und wartete gespannt. Endlich wandte sich der kleine Graugewandete zu ihm und sagte in bestimmten Ton: "Setz nun über." Und da tat der Fährmann seine Arbeit und fuhr im Dunkeln über den Fluss. Der kleine Fahrgast schwieg in feierlichem Ernst, und außer gelegentlichem leisem Geseufze war auch sonst nichts zu hören.

Der gute Mann nun machte sich seine eigenen Gedanken über das späte Übersetzen. Dass sich einer des kleinen Volkes so offen zeigte, war schon eine recht verwunderliche Sache, denn das war nicht deren Art. Eigentlich ließen sie sich nur dann sehen, wenn es unabdingbar notwendig war. Und dass sie mit den Menschen sprachen, kam vielleicht alle hundert Jahre einmal vor - es musste wohl etwas Besonderes im Gange sein.

Dass die Fähre so tief im Wasser lag, zeigte dem Fährmann mehr als alles andere, dass etwas bedeutsames geschehen sein musste. Denn dass er mehr als den einen kleinen Fahrgast übersetzte, war ihm gewiss. Doch hütete er sich, dem Erdmantje eine Frage zu dessen Angelegenheiten zu stellen und verrichtete weiter schweigend seinen Dienst.

Endlich war das Ziel erreicht, und als der Fährkahn sicher am Ufer lag, war wieder leises Raunen, Geflüstere und Tappen zu hören, so wie beim Anfang der Fahrt. Und ebenso hob sich wieder das Deck, das so tief im Wasser gelegen hatte. Nachdem das letzte leise Geräusch an Deck verklungen war, trat der kleine graue Mann zum Fährmann und fragte, was er ihm wohl schuldig war. Da meinte der, für gewöhnlich nehme er pro Kopf einen Kreuzer.

Da nickte der Kleine ernst und machte eine Bewegung, worauf auf den

Planken ein irdener Topf erschien, der bis an den Rand mit Münzen gefüllt war. Das waren wohl weit über tausend, dachte sich der verwunderte Fährmann und dankte mit einer artigen Verbeugung. Das Erdmännchen aber drehte sich am Ufer noch einmal um und meinte mit trauriger Stimme: "De König ist dod und wi mutten herut." Dann verschwand es, und am Ufer war nichts mehr als das Dunkel der hereingebrochenen Nacht.

So war neben dem guten Lohn auch noch die Neugier des Fährmannes gestillt worden - aber seit dieser Nacht waren die Erdmantjes von Leer verschwunden und sind nie wieder in der Gegend gesehen worden.

Wie die Magd zum Kinde kam

Eine Sage aus Thüringen

In alten Zeiten spielten die Unterirdischen den Christenmenschen so manchen Streich, um sie zu foppen oder aber in das Unglück zu stürzen. Mancher Mutter wurde des Nachts das Kind aus der Wiege geholt und ein garstiger und böser Abkömmling der Gnome, ein Wechselbalg, hineingelegt. So erzählt man in Großwitz bei Saalfeld von altersher eine Geschichte davon.

Vor langer Zeit nämlich kamen in der Winterszeit, wenn die Nächte kalt und dunkel wurden, die Menschen in den Spinnstuben zusammen. Dort war es warm und hell, und bei mancherlei Arbeit wurden von den Großmüttern Geschichten erzählt, und die jungen Burschen und Mädchen sangen wohl auch und scherzten miteinander. In einer solchen Spinnstube, auf einem großen Hof, war man gemütlich beisammen und erfreute sich an der Wärme und der Gesellschaft der anderen.

Nur eine recht übellaunige Magd hielt sich abseits. Die Frauensperson war zum Hüten des Kindes ihrer Herrschaft angestellt, was sich als harter Dienst erwies. Das Kind war missgebildet und recht hässlich, aber vor allem ein ziemlicher Schreihals. Die Magd war den ganzen Tag und meist einen Teil der Nacht damit beschäftigt, die Treppen hinauf und hinunter zu rennen für das unleidliche Kind. Hier um Wickel und da um Leckerbissen oder sonst etwas, und doch war das Haus vom unablässigen Gegreine erfüllt.

So hatte die Aufwärterin kaum Muße, um sich in lustiger Stimmung zu den anderen zu gesellen, denn sie lauschte alle Zeit zur Stiege hinauf, ob nicht schon wieder ihre Dienste nötig wären. So war sie meist in Bereitschaft und ihre Stimmung nicht eben gut.

Nun befand sich im Hof des Gutes der Eingang zu einem halbverfallenen Keller, den das Gesinde mied, da manchmal ein matter Lichtschein zu sehen war. An diesem besonderen Abend nun hatte man sich in der Stube unheimliche Geschichten erzählt, und einige Knechte, die hinzugekommen waren, berichteten, dass es im alten Keller wieder nicht ganz richtig zugehe - sie hätten Licht gesehen.

Da gruselte es alle auf das Angenehmste und die Mädchen verlangten, dass die Burschen nachsehen sollten. Die nun aber lachten und wollten den Jungfern diesen Dienst aufbürden. Unter Kichern und Kreischen schüttelten die Mägde die Köpfe, und so ging es hin und her, bis die Jünglinge derjenigen, die sich traute in den Keller zu gehen, einen funkelneuen Rock versprachen. Nur einen Beweis solle sie

mitbringen, dann solle sie ihren Preis wohl erhalten.

Aber keines der Mädchen wollte das Wagnis auf sich nehmen, sollte der Rock auch aus Seide sein. Da meinte die Kindsmagd, die schweigend an der Türe gestanden hatte, sie wolle gerne da hineingehen und sehen, was es mit dem Licht auf sich habe, wenn man ihr nur das kleine unleidliche Balg solange hüten wolle. Dazu fand man sich schnell bereit, versprach das doch ein Hauptspaß zu werden.

Unter Gelächter und Scherzen eskortierte man nun die mutige Jungfer über den Hof und zu der morschen Tür, die schief in den Angeln hing und einen matten Lichtschein durchließ, der von weit unten zu kommen schien. Beherzt und mit einem Licht bewaffnet trat nun die Jungfer in die Dunkelheit und sah um sich. Gerümpel und zerbrochene Fässer lagen umher, sonst war nichts zu sehen. Da ging sie zu der steinernen Treppe, die nach unten führte, und stieg hinab, dahin wo der Lichtschein herkam.

Aber noch bevor sie die Treppe ganz hinter sich gebracht hatte, hörte sie eine heisere Stimme rufen: "Wenn du hinsiehst, werfe ich." Da starrte die Magd in den unheimlichen Lichtschein und meinte ungnädig: "Na, wenn du wirfst, dann fang ich." Das Spiel wiederholte sich dreimal, bis etwas durch das Dunkel geflogen kam und in der gerafften Schürze der Aufwärterin landete. Die hatte sich ob der Wucht des Aufpralls unsanft auf die Steintreppe gesetzt und merkte nun verwundert, dass sich in der Schürze, die sie mit beiden Händen hielt, etwas Lebendiges befand.

Und als die Magd das zappelnde Wesen hochnahm, erwies es sich als kleines Kind, das leise weinte. Im Dunkeln nun tastete sie sich wieder den Weg zurück, den sie gekommen war, ihr Binsenlicht hatte sie längst verloren. Und als Kind und Magd im Hofe ankamen, war schon die Herrschaft zugegen - gerade hatte man bemerkt, dass das Kind aus dem Bette verschwunden war. Als die Bäuerin das Kleine auf den Armen der Magd sah, erkannte sie in diesem ihr gesundes und schön gewachsenes Kind. Der Zauber der Unterirdischen war von ihr genommen, so dass sie ihr eigenes Kind erkannte und nicht mehr den Wechselbalg für das ihrige nahm. Denn das war der kleine böse Schreihals gewesen.

So war die Geschichte für alle Beteiligten gut ausgegangen, auch für die beherzte Kindsmagd, die ihren Preis wohl verdient hatte.

Aber noch heute sagen die Leute, wenn ihnen unverhofft etwas Gutes zuteil wird: "Ich bin dazu gekommen wie die Magd zum Kind."

Das bucklige Männlein

Eine Geschichte aus Langenalb im Schwarzwald

In Langenalb im Schwarzwald lebte vor vielen Jahren ein rechtschaffender Bauer. Dieser war fleißig und ehrlich, aber dennoch arm. Seinen Äckern vermochte er nur unter großen Mühen genug für sein Auskommen abzugewinnen, doch ließ er in seiner Arbeit nicht nach und war trotz allem guten Mutes.

Als er nun eines Abends nach dem Tagewerk im Stalle nach den wenigen Kühen sah, ergriff ihn ein sonderbares Gefühl, so als ob er nicht alleine sei. Zwar gewahrte er niemanden, als er sich umschaute, doch das sonderbare Gefühl blieb, und so verließ er den Stall schneller als gewöhnlich, nicht ohne sich einige Male umzublicken. Am nächsten Abend widerfuhr ihm das Gleiche, während er noch ein wenig Heu in die Raufen stopfte. Auch diesmal machte der Bauer, dass er aus dem Stall kam und in die Sicherheit seiner Stube.

Doch als er am nächsten Abend vor der Stalltüre den Schritt verhielt, weil ihn die Furcht überkam, erschien ihm die ganze Angelegenheit als ehrenrührig. Furcht hin oder her, er konnte schließlich seinem eigenen Stall nicht fernbleiben. So trat er also hinein und tat die nötigen Handgriffe bei den Tieren. Und als ihn wieder dieses sonderbare Gefühl überkam, fragte er laut und mit fester Stimme, wer denn da sei und was derjenige wolle. Und siehe da, hinter sich hörte der Bauer ein zaghaftes Räuspern.

Geradezu erleichtert drehte sich der Mann um, zeigte sich doch endlich jemand. Und da sah er auf dem Heuballen sitzend ein buckliges Männlein, das gerade so groß war wie ein zweijähriges Kind, angetan mit zerschissenen und vielfach geflickten grauen Kleidern, und einem runzeligen Greisengesicht unter einem schäbigen Schlapphut. Der Wicht saß nun da mit überkreuzten Beinen und lächelte den Bauern freundlich aber ein wenig zerknirscht an. Dann zog es den Hut ab, unter dem filziges weißes Haar zum Vorschein kam, und wünschte freundlich einen guten Abend.

Da musste der Bauer lachen, denn obwohl sein Besucher ganz gewiss zur Anderswelt gehörte, war nun alle Furcht verflogen und er fragte den kleinen Mann, was er für ihn tun könne. Dieser nun wurde sehr traurig und erzählte, dass er verwünscht worden sei vor vielen hundert Jahren. Nun aber wäre die Zeit gekommen, in der er von einem bestimmten Menschen erlöst werden könne, und das sei nun der Bauer. Das sei in den Sternen geschrieben, und so bitte er für sich.

Der traurige Gnom tat dem gutherzigen Bauern leid, und so fragte er ihn, wie das vonstatten gehen könne. Da klatschte das bucklige Männlein erfreut in die Hände und meinte, schwierig sei es nicht so sehr. Nur müsse der Bauer in der kommenden Vollmondnacht an einer bestimmten Stelle im Wald einen feurigen Pudelhund verjagen. Gelingen ihm das, würde er auf dem Platz, auf dem der Hund gesessen, eine Truhe mit Gold finden, die ihm dann gehören würde.

Als der Bauer den kleinen Mann zweifelnd anblickte, versicherte dieser, es sei ja nicht notwendig, den Hund alleine zu verjagen. Der Mann könne gerne zwei Freunde mitnehmen. Das nun erschien dem gutmütigen Bauern keine allzu schwere Aufgabe, außerdem wäre eine goldgefüllte Truhe nicht zu verachten. Diese würde er gerne durch drei teilen, wenn die Unternehmung gelänge. Also gab er dem Gnom sein Wort, welcher vor Freude umherhüpfte und den Hut in die Luft warf. Dann zeigte er dem Mann genau die Stelle auf, wo er den Feuerpudel finden würde, empfahl sich und verschwand vor den Augen des Bauern.

Der Bauer nun fragte gleich am nächsten Morgen zwei seiner verlässlichsten Freunde, ob sie mit ihm die Sache wagen würden. Die beiden erklärten sich bereit, mit ihm in der Nacht zum Wald zu ziehen, ob sie die Geschichte mit dem Männlein und dem Gold nun wirklich glaubten oder nicht. Und so geschah es, dass kurz vor Mitternacht unter dem silbrigen Licht des Vollmondes drei Gestalten mit einer Laterne den Ort verließen und dem Wald zustrebten. Alle drei waren guten Mutes und scherzten auf dem Weg miteinander, hielten sie die Unternehmung doch mittlerweile für ein famoses Abenteuer.

Je näher sie dem bestimmten Ort kamen, desto unruhiger wurde allerdings der Bauer. Denn anders als seinen übermütigen Kameraden fiel ihm auf, dass die Nacht unnatürlich still war. Außer dem leisen Lachen der beiden Begleiter war kein Geräusch zu hören, so als hielte die Nacht den Atem an. Mittlerweile war der Mond hinter Wolken verschwunden, so dass man im matten Schein der Laterne kaum noch den Pfad erkennen konnte. Und plötzlich schwiegen auch die anderen, denn ein sonderbarer Laut durchdrang das Dunkel, ein unheimliches leises Heulen, das an- und abschwoll. Und zu dem war vor ihnen ein Schein wie von Flammen zu sehen.

Nun mochte aber keiner zurückbleiben, und so hielten die drei geradewegs auf die Stelle zu. Es dauerte nicht lange, und sie standen auf einer Lichtung inmitten des dichten dunklen Waldes. Aber die Nacht wurde unheimlich erhellt von einer Kreatur, die geradewegs aus der Hölle zu kommen schien. Wie gelähmt starrten die Männer auf das Vieh, das da vor ihnen auf der Erde saß. Ein Hund von riesenhaften Ausmaßen, gewiss groß wie ein junger Ochse und mit langem flammenden Fell, heulte mit

schrecklicher Stimme den Mond an.

Die Kreatur war von feuriger Glut eingehüllt, doch tat ihr die Lohe nichts zuleide. Bewegte sich das Höllentier, so stoben Funken in die Nacht. Und dann richtete der Teufelspudel seine schrecklichen Augen auf die fassungslosen Männer. Wie Kohlen glommen die großen Augäpfel in dem grausigen Kopf, als der Höllenhund sich in einem Funkenregen erhob und ein Bellen hervorstieß wie aus den tiefsten Schlünden der Erde. Das war nun endgültig zu viel, und die drei Männer wandten sich unter Schreien zur Flucht.

Die Laterne war zu Boden gepoltert, als sie des Pudels ansichtig geworden waren, und so ging es nun im Dunkeln den Pfad hinab in großen Sätzen. Mehr als einmal übereinander fallend, und sich wieder aufrappelnd, sausten die drei den Weg zurück und aus dem Wald hinaus. Dann über die Felder bis fast zum Ort, wo sie sich atemlos und ohne ein Wort trennten. Der Bauer rannte um Atem ringend bis zu seinem Hof, wo er sich an die Wand des Stalles lehnte, um sein wild rasendes Herz zu beruhigen. Die Furcht saß ihm noch in allen Gliedern, und er schluchzte und hustete in einem fort.

Nach einiger Zeit konnte er wieder ruhiger Atem holen, und als er sich auf den Weg zur Stube machen wollte, gewahrte er vor sich das bucklige Männlein. Das hielt seinen Hut in den Händen und weinte bitterlich. Dem Bauer tat der kleine Mann unendlich leid, wie er da so unglücklich stand, und er bat um Vergebung für sein Versagen. Doch der Gnom meinte, trotz allem habe der Mann Mut bewiesen, nur wäre der Zeitpunkt nun vorüber und die Möglichkeit vertan.

Es gäbe erst wieder Hoffnung in ferner Zeit, denn der erste Kirschkern des Jahres müsse nun zur Erde fallen, daraus ein Schößling keimen und zu einem starken Baum heranwachsen. Dann müsse aus dem Holz des Baumes, wenn er alt geworden, eine Wiege geschnitzt werden. Und nur das Kind, das in diese Wiege gelegt würde, könne ihn erlösen, wenn es das richtige Alter erreichte. Dann hob der Wicht die Hand zum Gruße und verschwand.

Das ist die Geschichte vom buckligen Männlein, wie sie im Schwarzwald erzählt wird.

Die Legende über Peter von Egg

Aus Niederbayern

In der Nähe von Metten in Niederbayern steht die Burganlage des Schlosses Egg. Die vortreffliche und gewaltige Feste war bewohnt von Peter Egger von Egg, der seinem Herrn Kaiser Ludwig, der den Beinamen "der Bayer" trug, als Feldhauptmann lange Jahre diente.

Burg Egg war ihrer Lage gemäß die Schutzburg des Gebietes gegen die Böhmen, sollten diese, wie oft in der Vergangenheit, in das Donauland und den bayerischen Wald eindringen. Der Herr von Burg Egg hatte bei seinem Leben geschworen, das Land vor Feinden zu schützen und für den Kaiser zu halten.

Trotz der bestehenden Feindschaft hatte der junge Herr von Egg eine böhmische Braut heimgeführt, was einen sehr zerbrechlichen zeitweiligen Frieden mit zumindest einem maßgeblichen böhmischen Stamm zur Folge gehabt hatte. Nun aber war die Rede von Krieg, und der junge Ehemann sah sich für diesen Fall in einer bösen Lage. Zwar galt seine Treue vollständig Kaiser, Land und Familie - doch war er auch seiner Frau in Treue und Liebe zugetan.

Ihm ahnte, dass ein Krieg im eigenen Hause dem an der Grenze vorangehen könnte. Und tatsächlich war die leidenschaftliche Böhmin außer sich, als sie von der Kriegserklärung und der erwarteten Invasion erfuhr. Wenn auch ihre Liebe ihrem Gatten galt, so war sie doch auch ihrer Familie tief verbunden und ertrug die Vorstellung kaum, dass die Menschen, denen ihre Liebe galt, sich bekämpfen und töten sollten. Die Erklärungen ihres Mannes hörte sie kaum an und mit blitzenden Augen, und unter verzweifelten Tränen schrie sie, wenn er ihrem Vater oder ihren Brüdern den Stahl ins Herz stieße, dann wäre es besser, er täte ihr genau so, denn sie würde es nimmer vergeben.

So war der Schatten des Krieges in das Leben des jungen Herren von Egg gefallen, denn dieser liegt nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern verdunkelt auch Verstand und Herz.

Der alte Graf schwieg zu diesen Dingen, denn wem hätte es genützt, über die kommenden Notwendigkeiten zu klagen. Er selber war zu alt geworden, um in den Krieg zu ziehen - sein Sohn würde an seiner statt das Heer führen. Vielleicht verhinderte Gott in seiner Gnade, dass sich die Familien gegenüberstünden im Kampf. Man konnte darum beten, und man konnte hoffen.

Als der Feind tatsächlich die Grenze überschritt, zogen die Männer des

Kaisers, unter der Führung des jungen Eggers, zur Verteidigung, und obwohl sich die junge Frau an die Brust ihres Mannes warf, erinnerte sie ihn doch an ihre Worte, die sie gesprochen und die sie niemals zurücknehmen werde.

Unter dieser drückenden Last verließ der Ehemann die Burg und warf sich den Böhmen entgegen. Und in Waffenkunst und Tapferkeit stand der Sohn des Peters von Egg seinem Vater in nichts nach, er führte seine Männer klug und verstand es, durch das Beispiel seines Mutes ihre Achtung und Bewunderung zu erwerben. Sein Beispiel hielt die Moral und die Treue der Soldaten aufrecht, so dass die Männer sich bewährten, wo immer sie auf den Feind trafen.

Bei Furth begegnete ihnen eine sehr starke Abteilung der Böhmen, so dass sie in einige Bedrängnis gerieten. Doch der Egger ließ nicht nach in seiner Tapferkeit und als es zum Kampf Mann gegen Mann im Gelände kam, stand es gleich zu gleich. Doch als wollte die Vorsehung ein böses Spiel treiben, erkannte der junge Graf in einem Gegner, der ihn direkt anging, den jüngsten Bruder seiner Gemahlin.

Dieser war eigentlich noch ein Knabe auf der Schwelle zum Manne, aber er handhabte seine Lanze sehr geschickt. Und nicht weniger geschickt lenkte er sein Pferd an seinen Schwager heran, um ihn vom Pferd zu stechen. Der Egger war dem jungen Hitzkopf bei weitem überlegen, das wusste er. Also rief er ihn an, um ihn zum Halten zu bewegen. Und obwohl der junge Angreifer ihn wohl erkannt haben musste, sprengte er vorwärts.

Da drehte der Graf sein gut geschultes Pferd blitzschnell bei und hieb die Lanze des Jungen mit dem Schwert in zwei Stücke. Ein heller Zornesruf wurde ausgestoßen, und der an ihm vorbeigeschossene junge Böhme wendete sein Pferd, um mit gezogener Klinge auf den Heerführer einzudringen. Dieser nun hatte seinerseits die Lanze angelegt, um sich zu schützen, und wenn der Bruder seiner Frau nicht halten würde, musste er ihn spießen.

Alles vergessend starrte von Egg in das Gesicht des anstürmenden Schwagers, das dem seiner Frau so ähnlich war und focht einen inneren Kampf aus, der nicht mehr als einen Herzschlag währte. Dann riss er sein Pferd herum und sprengte davon.

Dies rief Unverständnis und Entsetzen hervor bei den eigenen Soldaten, die böhmischen Krieger aber frohlockten und der Ruf: "Der Egger flieht, seht doch! Er flüchtet!" pflanzte sich von Kehle zu Kehle fort. Die eigenen Leute nahmen ihn auf und trugen ihn weiter, und durch die vermeintliche offenkundige Feigheit des Anführers verloren die Bayern ihren Mut und wurden geschlagen.

Schnell wie Schlachtrösser wurde die Kunde weitergetragen und erreichte die Burg und den alten Egger. Der wollte nicht glauben, was er hörte, kannte er doch seinen Sohn. Doch Hunderte von Berichten ließen keinen Zweifel mehr zu, und obwohl der Alte zu wissen glaubte, was geschehen war, berief er das Kriegsgericht zu Straubing ein.

Und er selber führte den Vorsitz, gebeugt und weißhaarig und innerhalb weniger Tage zum Greis geworden. Der Angeklagte verteidigte sich nicht, denn obwohl er Gründe für sein Verhalten hätte ins Feld führen können, wusste er doch, dass er an seinem Kaiser und an seinem Vater zum Verräter geworden war. Das allein zählte.

Mit bleichem Gesicht, aber fester Stimme, verurteilte der Vorsitzende ihn zum Tode durch das Beil. Und so sahen sich Vater und Sohn zum letzten Mal in die Augen und vergaben einander in stummem Einverständnis. Und als das Haupt des jungen Grafen unter der Axt des Scharfrichters fiel, standen die Zeugen und der alte Graf in Schweigen dabei.

Das wird erzählt von Peter Egger von Egg, dem Feldhauptmann des Kaisers und seiner unverbrüchlichen Treue.

Der gebetene Tod

Aus Mecklenburg-Vorpommern

Vor langer Zeit gab es in Mecklenburg-Vorpommern, wie sonst überall auf der Welt, recht viel armes Volk, das hart um das Überleben kämpfen musste. So erging es auch einem armen Besenbinder, der außer vielen Kindern kaum andere Segnungen empfangen hatte und kaum noch wusste, wie er sein Weib und die Schar der Nachkommen durchbringen sollte.

Als die Frau wiederum guter Hoffnung war, verlor man darüber kaum ein Wort und nahm hin, was nicht zu ändern war. Als nach der üblichen Zeit wieder das Geschrei eines Neugeborenen die kärgliche Hütte erfüllte, nahm der Vater die abgetragene Mütze vom Haken und ging, um einen Taufpaten für sein Kind zu laden, obwohl er außer mit Brot und dünnem Bier kaum etwas zur Feierlichkeit aufwarten konnte, und beim Pfarrer hoch in der Schuld stand. Dass dieser die Taufe trotzdem vollziehen wollte, geschah wohl aus reiner Christlichkeit, konnte der Besenbinder doch die Gebühr nicht zur Gänze aufbringen.

Zudem musste ein Gevatter gegenwärtig sein bei dem Sakrament - und da es niemandem gab im Ort, der Pate stehen wollte beim Ärmsten der Gegend, zog der Vater los, um vielleicht einen Fremden zu finden, der für Gotteslohn und einen ehrlichen Dank Gevatter sein wollte.

Er war noch nicht sehr lange auf der Landstraße entlang gelaufen, als ihm ein Herr begegnete, der ihm freundlich zulächelte und huldvoll heranwinkte. Ganz in helles Tuch gekleidet, und wie von einem zarten Schein umgeben, zeigte der Mann sich äußerst freundlich und fing sogleich an zu sprechen. Er nannte den erstaunten Besenbinder beim Namen und fragte nach dessen Befinden, was den Mann recht eigentümlich berührte, denn solches kannte er nicht und hatte er sein Lebtag nicht erfahren von solchen Herrschaften, und kaum von seinesgleichen.

Ihm war eigenartig zumute da auf der Straße, als träume er. Aber doch wollte er den freundlichen Mann gerne bitten, ihm aus der Not zu helfen und suchte nach Worten, doch da kam dieser ihm zuvor. Er sei Gott und kenne die Not, die den Mann auf die Landstraße geführt habe. Und um dessen Pflichteifer zu belohnen, wolle er selber Gevatter sein. Da sperrte der Besenbinder die Augen auf und sah sprachlos in das schöne und gütige Antlitz Gottes.

Dann aber trat er einen Schritt zurück und sagte, einen solchen Paten wolle er nicht für sein Kind. Durch die Ungerechtigkeit Gottes, der die

Gaben an seine Kinder so eigentümlich verteile, sei er ja erst in diese Lage gekommen. Dem einen schenke der Himmel mehr als genug, dem anderen aber verwehre er das Notwendigste. Nein, mit solch einem Paten wäre ihm nicht gedient, denn Ungerechtigkeit sei ihm zuwider.

Und während sich der Mann ereiferte, zerfloss die Erscheinung, als sei sie nie dagewesen, und die Straße lag leer vor ihm. Da schnaubte der unglückliche Vater und nahm seinen Weg wieder auf. Nach einiger Zeit hörte er sonderbare Musik, und seine Augen machten einen Wagen aus, der in gemächlichem Tempo auf ihn zugefahren kam. Das Gefährt wurde von vier schwarzen Pferden gezogen und war eine offene Kutsche, in der ein Herr in Damengesellschaft und einem Dudelsackpfeifer saß.

Dem Besenbinder stand der Mund offen, denn der ganz in feuerrot und schwarz gekleidete Kavalier ließ eine Weinflasche kreisen und sang lustig zur Musik des Pfeifers. Dann aber beugte er sich aus der Kutsche und begrüßte freundlich den verdatterten Mann. Er könne ihm wohl aus der misslichen Lage helfen, meinte er mit einem Augenzwinkern, denn er habe von seiner Not gehört und stelle sich gerne als Gevatter zur Verfügung. Dann lachte er schallend und mit solcher Lautstärke, dass die Ohren schmerzten.

Nun war der Besenbinder zwar sehr arm, aber deswegen nicht dumm und erfasste sogleich, wer ihm da ein Angebot machte. Er sei der Teufel, das merke er wohl. Aber von einem, der Gefallen am Lügen und am Elend der Menschen habe, wolle er bestimmt keine Hilfe annehmen. Des Teufels Ungerechtigkeit sei noch viel größer als die Gottes. Nein, er möge ruhig zur Hölle fahren, denn einen solchen Paten brauche sein Kind nicht.

Als die Worte ausgesprochen waren, ging die Kalesche mit Pferden und Insassen und allem miteinander in Rauch auf, der schnell zerstob. Kopfschüttelnd nahm der Besenbinder nun seinen Weg wieder auf, immer noch in der Hoffnung, jemanden zu finden, der ihm helfen könne. Aber da es der sonderbaren Dinge drei sind, die einem auf einsamen Straßen begegnen können, dauerte es nicht lang, und wieder kam eine Gestalt auf den müden Wanderer zu. Diesmal blieb er gleich stehen und wartete ab, wer da unterwegs war, um ihm seine Dienste anzubieten. Ein dunkelgrau gekleideter schlanker Mann mit sorgenvollem Gesicht und langem Mantel blieb vor ihm stehen. Er trug derbe Schuhe - wie einer, der viel wandert - und einen breitrandigen Hut, der das Gesicht zum größten Teil verbarg.

"Wollt Ihr mir vielleicht auch anbieten, bei meinem Kinde Pate zu sein, wie die zwei anderen vorher?" fragte beherzt der Besenbinder. "So sagt frei heraus, wer Ihr seid, damit wir nicht unnötig Zeit vertun."

Da antwortete der Graue mit sanfter Stimme und meinte, der Mann wisse wohl recht gut, wer er sei. Denn die Hilfe Gottes und des Teufels habe er

ausgeschlagen, und er, der übrig bleibe, biete tatsächlich an, für das Kind Pate zu sein. Da dankte ihm der Besenbinder und nahm das Angebot an, denn des Todes Gerechtigkeit sei nicht zu übertreffen. Sie treffe Arm und Reich gleichermaßen, Christen und Heiden, Weiber und Männer. Und mit einer Verneigung nannte der Mann den Ort und die Zeit für die Taufe. Als sei nichts gewesen, lag da die Landstraße wieder leer und staubig vor dem Mann, der umkehrte, um nach Hause zu gehen - müde aber erleichtert.

Als es an der Zeit war, erschien der Tod zur Taufe und betrug sich in allen Dingen wie ein rechter Gevatter, war freundlich und höflich zu jedermann und zeigte sich als angenehme Gesellschaft.

So kam es, dass der Tod für das Kind des Besenbinders den Gevatter machte. So sonderbar, wie es klingt, ist es vielleicht gar nicht - denn steht der Mann im grauen Mantel nicht an jeder Wiege und begleitet alle von da an bis zur Bahre?

Die Schneesaat

Eine Geschichte aus Sachsen zur Zeit der Franzosenkriege

Im flackernden Schein eines einzigen Binsenlichtes saßen in einer Stube des Ortes Jesau die Bauern des Dorfes zusammen, um zu beraten. Das schwache Licht erleuchtete kaum die abgehärmten und kummervollen Gesichter der Männer, die von der Sorge um das Notwendigste gedrückt wurden. Es war Winter, und jeder hatte zwar hungrige Kinder, aber nichts, um deren Hunger zu stillen.

Scheunen und Keller waren leer, die Rauchfänge verwaist. Der Krieg hatte alles verändert und marodierende Banden fielen hier und da ein, um das Wenige zu rauben, und zuweilen auch einen beherzten Bauern, der von dem spärlichen Brot für sich und seine Familie nicht lassen wollte, mit einem Bajonettstich in der Brust liegen zu lassen.

Man hatte nicht recht ernten können und auch nicht säen, und jetzt war es Unzeit für alle Saat. Zudem marschierten die Franzosen auf den Ort zu, und die würden alles mitnehmen, was sie finden würden - und sie suchten immer sehr genau, kehrten das Untere zum Oberen. Sogar das Saatgut nahmen sie den Bauern und damit auch das Leben. Die letzte sorgsam gehütete Hafersaat würde dahin sein, einige wenige Säckchen Hoffnung. Wo die Soldaten durchgezogen waren, da gab es nichts mehr als das nackte Leben, und auch das war nicht sicher, wie manche Witwe bezeugen konnte. Wo Krieg herrscht, macht er nicht Halt vor den Armen und denen, die keine Uniform tragen, auch nicht vor dem Elend, das er vorfindet.

Die Männer saßen in Schweigen zusammen, bis einer anfang zu reden und seine Not zu beklagen - mal fiel dieser ein, mal jener - und würden Verwünschungen töten, so hätten die Jesauer Bauern in dieser Nacht das französische Heer besiegt.

Aber es war nur ohnmächtiger Zorn, der über dem Jammer lag - den die Männer empfanden, wenn sie daheim sahen, wie Frau und Kinder zusammen auf dem Lager ruhten, um sich zu wärmen in der Kälte, die der beständige Mangel erzeugt. Vieh zum Schlachten gab es nicht mehr, das letzte magere Huhn war schon vor langer Zeit gegessen worden. Vor Jesau lag eine schwarze Zukunft ohne Hoffnung.

Als die Bauern erschöpft schwiegen, sprach einer, der die ganze Zeit über kein Wort gesagt hatte - ein Alter, mit ebenso vielen Furchen im Gesicht wie ein wohlgepflügter Acker. Nicht ein Wort hatte er gesprochen, nur in den kläglichen Schein des Binsenlichts hatte er gestarrt, in Gedanken versunken. Nun aber sprach er in die Stille hinein: Er werde morgen den

Hafer aussähen, sagte er. Morgen, in aller Frühe.

Ob der Hunger ihn denn närrisch gemacht hätte, meinten die anderen. Im Schnee quelle der Samen vorzeitig auf und würde dann gefrieren. Dann aber sei er tot und würde nicht mehr keimen - das solle er doch wohl wissen. Aber der Alte meinte nur, säe er nicht, dann nähmen die Franzosen die Saat gewiss mit sich und alles wäre mit Sicherheit dahin. Lieber wolle er auf Gott vertrauen und morgen im ersten Tagesdämmer säen. Da schwiegen die Bauern und gingen auseinander für diese Nacht.

So aber kam es, dass beim allerersten zaghaften Grau am Himmel die Säcke mit der Hafersaat hervorgeholt und auf die Äcker gebracht wurden. Als wäre es Frühjahr und Vögel zwitscherten, so schritt der alte Bauer bedächtig durch den knöchelhohen Schnee und streute sorgsam die Körner aus. Die anderen taten es ihm gleich, wenn auch zuweilen mit einem leisen Fluch auf den Lippen. Der Atem wehte gefroren in der eiskalten Morgenluft, die Hände wurden steif und schmerzten, aber alle säten aus, und mancher lachte über seine eigene Narrheit.

Und als die trübe Sonne vollständig am Himmel stand, da war die Arbeit getan. Und keinen Tag zu früh, denn die Franzosen zogen am nächsten Tag durch Jesau, zerschlugen was sie nicht mitnehmen konnten und ließen keinen Winkel undurchsucht. In ihrer Verdrossenheit nichts gefunden zu haben, verteilten sie milde Gaben in Form von Stößen und Ohrfeigen, begleitet von unverständlichen Beschimpfungen.

Aber die Kälte machte die Franzosen wohl ein wenig träge, denn außer einigen mittleren Blessuren geschah niemandem etwas Ernstes. Mit zusammengepressten Lippen starrten die Bauern auf die randalierenden Soldaten und dachten an die Saat unter dem Schnee, die vor den Franzosen in Sicherheit war, mochte sie auch verloren sein. Wie ein übler Wind verzog sich der Haufen nach Stunden, sie schlugen nicht einmal ihr Nachtlager in Jesau auf.

Aber als hätte die Hoffnung Lämpchen unter der Schneedecke entfacht, so schmolz der Schnee, ohne dass es neuen Frost gab. Sonderbarerweise wurden die Tage frühzeitig wärmer und trockneten den Boden soweit, dass die Bauern die Saat unterpflügen konnten.

Und als es an der Zeit war, stand auf den Feldern der Jesauer der Hafer prächtig auf dem Halm, erwachsen aus der Narretei des alten Bauern. Oder man ersetze dieses Wort durch "Gottvertrauen" - denn das war es wohl, was ihn dazu brachte, im Schnee auszusäen.

Die Nixe und die Schwarzkunst

Eine Sage aus Sachsen / Böhmen

Am Ufer des Flusses Eger, nicht weit von dem Flecken Aich, findet der Wanderer eine Ansammlung von Gestein, die "Hans-Heiling-Felsen" genannt wird. Wie die Felsengruppe zu diesem Namen kam, erzählt eine Geschichte, die ich so weitergebe, wie ich sie hörte.

Vor langer, langer Zeit war ein armer Bauersmann auf dem Wege zum Schloss Vohburg, um dort seinen Frondienst abzuleisten, wie es Brauch und Pflicht war zu diesen Zeiten. Und als er seines Weges schritt, hörte er ein schwaches Weinen, das von einigen Steinblöcken am Wegrand zu kommen schien.

Da verließ er den Weg, um nach der Ursache zu forschen, und fand zu seinem Erstaunen ein Knäblein zwischen den Felsen liegen. Der Bauer sah um sich und rief wohl auch, in der Hoffnung, dass vielleicht jemand, der dem Kinde zugehörig war, sich melden möge - aber da war niemand außer dem weinenden Knaben.

Der Bauer, der ein gutes Herz hatte, nahm nun seufzend das Kind hoch, das sich schwach an die warme Brust des Mannes drückte und in einen Schlummer fiel. Mit dieser Last nun kam der Bauer auf dem Schlosse an, wo er sich der Markgräfin melden ließ und sich durchaus nicht abweisen lassen wollte. Mitsamt seinem Bündel beugte er das Knie und sprach mit gesenktem Kopfe zu der hohen Frau, er könne keine Gabe bringen, wie der Brauch es verlange beim Antritt der Fron, außer eben dieses kleinen Findlings.

So erzählte er, wie er zu dem Kind gekommen war und bat um Barmherzigkeit. Die Gräfin nun war gerührt von der Bitte des schlichten Mannes und der Hilflosigkeit des Knaben, und sie versprach, sich des Kindes anzunehmen. Das tat sie mit aller Sorgfalt, und so kam es, dass der Junge in der Schlosskapelle auf den Namen Hans getauft wurde und als Zunamen den seines Retters erhielt: Heiling.

Unter der Fürsorge der guten Herrin wuchs Hans zu einem hübschen und klugen Knaben heran, der weitaus mehr Gefallen am Lernen als an wilden Spielen mit seinen Altersgenossen fand. Wissbegierig lauschte er den Worten des Kaplans, der - seinerseits entzückt vom Lerneifer des Jungen - ihn vieles lehrte. So meisterte Hans Heiling schon in jungen Jahren das Lateinische so weit, dass er viel Nutzen zog aus den Büchern und Rollen, über die das Schloss verfügte.

Wenn Hans nicht las und lernte, streifte er in der Umgebung umher und

beobachtete das Leben und Wachsen um sich her, das er ebenso spannend und lehrreich fand wie seine Studien mit dem Kaplan - meinte er doch, dass alles auf einer einzigen Wahrheit gründe, die es zu finden galt. Es war ihm, als müsse er nur diese kennen, um alles andere zu verstehen und zu beherrschen. Dieser Gedanke trieb den Jüngling um und ließ ihn kaum mehr zur Ruhe kommen, nicht einmal seine Streifzüge machten ihm noch viel Freude.

Aber als er eines Tages wieder in den Wäldern unterwegs war und sich zur Rast am Ufer der Eger niedergesetzt hatte, war ihm, als riefe ihn eine Stimme beim Namen. Er schaute um sich, wer ihn wohl hier an diesen einsamen Orte gefunden haben könnte, aber er sah niemanden. Wieder hörte er Rufe, und da gewahrte er ein seltsames Bild. Eine bleiche Frau von großer Schönheit und mit grünen Augen stand vor ihm im Fluss, sichtbar bis zur Hüfte, und streckte ihm eine bleiche Hand entgegen.

Überrascht fuhr Hans zurück - aber da sprach die Erscheinung zu ihm, als ob sie ihn seit langem kenne - und versprach ihm die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Sie wolle ihn die Schwarzkunst lehren, das tiefste Wissen - aber ein Opfer verlange sie dafür. Er müsse geloben, sich niemals zu vermählen. Hans nun dünkte das einen geringen Lohn, und ohne nachzudenken gab er sein Wort, von tiefer Erwartung erfüllt. So wob die Flussnixe einen Zauber, berührte die Schläfen des Jünglings und flüsterte in sein Ohr, Stunde um Stunde. Und als Hans Heiling an diesem Abend zur Burg zurückkehrte, war er ein anderer.

Tief und tiefer drang er ein in das Wissen, das er sich erkaufte hatte, und seine Fähigkeiten und seine Macht wuchsen mit jedem Tag. So verging eine lange Zeit, gar Jahre zogen vorüber, in denen Hans seiner unirdischen Lehrerin kaum mehr gedachte, ebensowenig dem Schwur, den er getan. Denn ihm war eine andere große Macht begegnet - die der Liebe. Und so freite er um ein schönes und gutherziges Mädchen, das seinem Werben nicht lange widerstand und seinen Antrag annahm.

Die Macht der Nixe schien ihm, auf sein Wissen vertrauend, recht gering und er glaubte, diese mit seiner eigenen Macht brechen zu können. So kam der Tag der Trauung heran, und das Paar hatte sich mit den Gästen und den Musikern im Ballsaale des Schlosses versammelt, hatte doch die gerührte und stolze Gräfin sich nicht nehmen lassen wollen, die Hochzeit auszurichten.

Und gerade als der Priester eben den glücklichen Bräutigam um das Jawort fragen wollte, hörte man ein Tosen von draußen her und ein Brechen. Alle stürmten hinaus, um zu sehen, was da wütete - da rollten die entfesselten Wogen des Flusses gegen das Schloss an, auf der Gischt schien es wie von weißen Gliedern und langem Haar zu glänzen. Blitze und Donner fuhren mit gewaltiger magischer Kraft auf das Schloss nieder

und machten es dem Erdboden gleich.

Das Brautpaar aber, der Priester, die Gäste und auch die Musikanten wurden unter dem Zorn der Nixe zu Stein. Und so steht die Hochzeitsgesellschaft des Hans Heiling noch heute am Ufer der Eger und wartet auf das Jawort, das niemals kommen wird.

Vom Harnisch und der Jungfer Agnes

Mosel / Eltz

Die Burg Eltz liegt am gleichnamigen Fluss, kurz bevor dieser in die Mosel fließt. Viele Legenden ranken sich um die stolze und schöne Feste, und eine davon ist die vom durchschlagenen Harnisch und der Jungfer Agnes.

Vor langer Zeit hatte einer der Grafen von Eltz nebst einigen Söhnen eine Tochter mit Namen Agnes. Diese war ein hübsches und kluges Mädchen und der Stolz ihres Vaters, wenn er auch wünschte, dass sein Augapfel etwas mehr den Tugenden einer gottesfürchtigen Jungfrau zugeneigt wäre, und mehr Zeit in der Kemenate bei der Mutter und deren Damen verbringen möge, denn Agnes war ein Wildfang, der das Klettern und Raufen spannender fand als Stickrahmen und Docken.

Die Brüder liebten ihre Schwester und konnten ihr nichts abschlagen, wenn sie sich an ihre Fersen heftete - und so kam es, dass das Mädchen kaum schlechter reiten und raufen konnte als sie. Als sie zur Jungfrau heranwuchs, nahm man sie sehr in die Pflicht, so dass sie es den anderen Maiden auf der Burg im höfischen Aufwarten und feinem Gebaren wohl aufnehmen konnte und ihre temperamentvollen Ausbrüche wohl im Zaume hielt.

Nun war sie von ihrem Vater, dem Grafen, schon in der Wiege versprochen worden, wie es Brauch war zu jener Zeit. Solch Verlöbnis entstand meist aus politischen Interessen oder um den Reichtum zu mehren, vielleicht zuweilen auch aus alten Freundschaften und zusammen geleerten Bechern. Des Vaters Wahl war auf den um ein wenig älteren Junker von Braunsberg gefallen, welcher ihm in mancherlei Hinsicht eine gute Wahl dünkte.

Bei den seltenen Besuchen der Braunsberger auf Eltz hatte Agnes dem Knaben nichts abgewinnen können - er erschien ihr fad und mürrisch, starrte auf seine Schuhspitzen und war zu keinem Spiel recht zu gebrauchen. Ihre Brüder behandelten den kleinen Braunsberger als ihresgleichen, doch dieser hielt sich abseits und wollte nicht recht mittun.

In den Jahren, die verstrichen, gefiel Agnes der Junker nicht besser, er hatte seine kühle Art nicht abgelegt und war recht hochfahrend geworden. Solchen, von denen er dachte, dass sie unter ihm stünden, gab er weder ein freundliches Wort noch mehr als einen kalten Blick - und denen, die über ihm standen, begegnete er mit ausgesuchter Höflichkeit und Schmeichelei. Außerdem war sein Äußeres nicht dazu angetan, das Herz Agnes zu gewinnen. Zwar von ebenmäßiger Gestalt, doch kalten Blickes und mit flinken und abschätzenden Augen war der Jungfer seine

Gegenwart unangenehm, und sie machte keinen Hehl daraus.

Ihr Vater schob ihre Klagen über diese Verlobung mit einer Handbewegung beiseite, ebenso ihre Drohung, eher den Schleier zu nehmen als den Braunsberger zu heiraten. Ehen wurden von den Eltern arrangiert, und wegen einer Mädchenlaune wollte sich der Graf nicht von lange gefassten Beschlüssen und Verträgen abhalten lassen.

Zum Zwecke der öffentlichen Verlobung nun wurde auf der Burg ein Fest ausgerichtet, und neben den Braunsbergern war alles, was über Rang und Namen verfügte, geladen. So kamen auf Eltz viele junge Adlige zusammen und bei Musik und Tanz kam rechte Festfreude auf. Agnes verdrängte den Zweck des Balles, lachte und tanzte mit den Junkern und Grafen und freute sich der Gesellschaft der jungen Leute. Der Braunsberger, dessen Sache weder Fröhlichkeit noch Tanz waren, beobachtete das Treiben mit schmalen Augen und fühlte sich übergangen und gedemütigt. Statt Sarabanden zu tanzen, hielt er sich an den Burgunder, der ihn in einen Zustand der Selbstgerechtigkeit versetzte und seine Wut schürte.

So kam es, dass er sich in einer Tanzpause seiner Verlobten näherte und sie ohne viel Federlesens an sich presste und küsste. Da riss sich Agnes los und versetzte dem Junker eine so kräftige Ohrfeige, dass dieser zurück taumelte. Hoherhobenen Kopfes verließ die Grafentochter den Ballsaal, während hinter ihr alles still wurde. Der jäh ernüchterte Junker sah mit wilden Blicken um sich und fand sich als Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit. Da stieg ihm eine mörderische Wut zu Herzen, und er zog seinen eleganten Handschuh aus, um ihn dem Grafen von Eltz vor die Füße zu werfen.

In der schlagartig einkehrenden völligen Stille drehte sich der Braunsberger um und verließ seinerseits nun den Saal. Kurz darauf hörte man Hufgetrappel, als er mit seinen Männern abzog. In den Tagen danach war man auf Eltz in stetiger Alarmbereitschaft, fürchtete man doch einen Überfall des Junkers. Doch als nichts weiter geschah, auch keine Nachrichten kamen und auch keine Boten, beruhigte man sich und nahm den normalen Tagesablauf wieder auf. Der Graf gewöhnte sich an den Gedanken, einen neuen Freier für seine Tochter suchen zu müssen, und Agnes war erleichtert, wenn auch etwas zerknirscht.

So vergingen Monate, in denen alles ruhig verlief, bis der Graf mit seinen Söhnen in Pachtangelegenheiten für drei Tage die Burg verließ. In der zweiten Nacht aber tönte das Signalhorn, das der Wächter hatte noch blasen können, ehe man ihm die Gurgel durchschnitt. Der von Braunsberg hatte mit seinen Soldaten die Mauer erklommen und lieferte sich ein Gefecht mit der schwachen Besatzung, die in der Abwesenheit des Grafen die Burg wahren sollte. Zwar fochten diese tapfer und unermüdlich, aber ein Ende war doch abzusehen.

Langsam wurde die Garde zurückgedrängt von den Männern des Braunsbergers, der sich im Hintergrund hielt, um Schwächen in der Verteidigung auszumachen. Doch da erschien zur Überraschung der Eindringlinge ein weiterer Kämpfer auf dem heftig umkämpften Wehrgang. Mit schnell und tödlich genau geführten Schwertstreichen suchte der sich einen Weg zum Junker von Braunsberg zu bahnen und kam auch unerbittlich näher. Der Junker starrte entsetzt auf das gräfliche Wappen, das auf dem Schild des Angreifers prangte und diesen als Ritter von Eltz auswies, was aber allein schon das gut geführte Schwert tat, denn so kämpfte kein Landsknecht.

Nun sah die Lage anders aus, denn das Erscheinen des Gepanzerten ermutigte die Garde zu weiteren Anstrengungen, und tatsächlich konnten die Männer des Grafen den verlorenen Boden wieder langsam zurück erobern. Der Junker aber, der selber noch keinen Schwertstreich getan hatte, sah sich nun direkt angegriffen, denn zwischen ihm und dem Ritter war nun niemand mehr - unaufhaltsam kam dieser nun auf sein Ziel zu und schwang seine Klinge.

Der Junker, dessen ganze Verschlagenheit sich nun offenbarte, wich langsam zurück und holte im letzten Moment ein Faustrohr hervor, das er hinter dem Schild verborgen hatte und feuerte es ab. Das Bleigeschoss traf den Brustharnisch des Ritters, welcher augenblicklich zu Boden ging. Doch das war der letzte Sieg dieser Nacht für die Mordbuben, denn die meisten von ihnen lagen tot auf dem Wehrgang, und die Überlebenden suchten ihr Heil in rascher Flucht. Sobald der letzte Angreifer tot oder geflohen war, nahm man sich des gefallenen Kriegers an - doch da war jede Hilfe zu spät. Das Blei hatte das Herz unter dem Harnisch getroffen und das Leben ausgelöscht.

Als ein Mann vorsichtig das Visier öffnete, fuhr er mit einem Aufschrei zurück, denn es war das bleiche Gesicht der Jungfer Agnes, das zum Vorschein kam. Sie hatte, des Kämpfens nicht unkundig durch die Übungen ihrer Kindheit, die Rüstung eines ihrer Brüder getragen und den Kampf gegen die Angreifer aufgenommen.

Große Trauer war da und große Bewunderung für die heldenhafte Maid, die sich in allem ihrer edlen Familie würdig erwiesen hatte.

Der Junker von Braunsberg aber, den vielleicht die Reue plagte, der verließ das Land und wurde nie wieder gesehen.

Der Amtmann von Medingen

Aus der Lüneburger Heide

Vor langer Zeit gab es in Medingen einen Amtmann. Dieser nutzte die große Heide bei der Stadt als Amtsweide für seine Schafe. Zu deren Aufsicht und Pflege bestellte er einen rechtschaffenen Schäfer mit seiner Familie. Dieser nun pflegte seines Herren Herde und lebte recht zufrieden in seiner Hütte mit Weib und Kind.

Das Kind war ein kleines Mädchen, das fröhlich und gesund war, und vom Herrn Amtmann bei dessen monatlichen Besuchen stets ein Stück Zuckerwerk bekam.

So ging die Zeit dahin, und das Kind wuchs heran und wurde zu einem hübschen jungen Mädchen, das gerne lachte und seinem Vater wohl zur Hand ging.

Der Amtmann begann, das Mädchen mit anderen Augen zu sehen als bisher. Seine Augen folgten ihr unablässig, wenn er mit dem Schäfer über die Arbeit sprach, und wenn sie in der Nähe war hob er wohl ihr Kinn in die Höhe, um ihr in die Augen zu sehen. Das Mädchen dachte sich nichts dabei, es war an die Besuche des Amtmannes gewöhnt. Auch brachte er immer noch etwas für sie mit, wenn es auch keine Süßigkeiten mehr waren, sondern andere Kleinigkeiten, über die sich junge Mädchen freuen.

Doch wenn der Herr sonst jeden Monat gekommen war, um nach dem Rechten zu sehen, so war es jetzt jede Woche. Und stets hielt er sich in der Nähe der Jungfer auf und suchte mit ihr zu sprechen.

Dem Mädchen wurde das unangenehm, es fühlte sich nicht mehr wohl in der Nähe des Amtmannes, sah der sie doch so sonderbar an und fasste sie wie zufällig am Arm oder strich ihr über die Wange. Sie mochte seine Geschenke auch nicht mehr annehmen, mochten die Haarbänder und anderen Tändeleien auch noch so schön sein.

Zu dieser Zeit fing auch der Schäfer an zu sehen, was es mit den häufigeren Besuchen auf sich hatte und befand sich in übler Lage. Seine Frau, die ihm hätte raten können, war vor einiger Zeit gestorben und so war er bei dieser Sache auf sich allein gestellt. So verfiel er darauf, an den Besuchstagen des Herrn Amtmannes die Tochter mit Aufträgen wegzuschicken. Der Amtmann sah dies wohl und kam fürderhin nicht mehr angemeldet, so dass der Schäfer insgeheim am Verzweifeln war. Aber er konnte seine Augen nicht überall haben, und als das Mädchen eines Tages mit dem Korb zu dem etwas entfernten Bach ging, um Wäsche zu waschen, wartete er am Abend umsonst auf sie. Als er von

düsterer Ahnung erfüllt das Ufer absuchte, fand er den Korb und das Leinen, aber von der Tochter war nichts zu sehen. Nur Hufspuren, die zurück zur Stadt führten, gab es.

Der unglückliche und zornige Vater begab sich zum Haus des Amtmannes und pochte an dessen Türe. Ein Bediensteter öffnete ein Fenster und rief hinunter, man sei nicht zu sprechen. Doch als der Schäfer nicht aufhörte, an die Türe zu schlagen, steckte der Herr selber den Kopf heraus und meinte, der Schäfer solle sich trollen, sonst werde er die Wache rufen. Die Tochter sei nun in seiner Obhut und das durchaus freiwillig. Was das für ein Vater sei, der dem Glück seiner Tochter im Wege stehen wolle, schämen solle er sich. Und als der wütende Mann durchaus sein Kind sehen wollte, fassten ihn zwei Wachmänner unter - und so geschah es, dass er wenig später übel zerschlagen in einem Graben vor der Stadt lag.

So ging einige Zeit ins Land, in der der Schäfer nichts von seiner Tochter hörte. Aber nach einigen Monaten kam der Amtmann über die Heide geritten und begegnete dem Schäfer. Hochmütig stieg er ab und fragte den Schäfer über die Belange der Herde, als dieser mit vor Wut zitternder Stimme nach seiner Tochter fragte. Da zuckte der Herr die Schultern und sagte kalt, der Schäfer könne sie gerne wiederhaben, in seinen Haushalt passe sie wohl nicht so recht.

Da fuhr der Vater mit einem Aufschrei auf und schwang seinen Schäferstaken gegen den Amtmann und traf ihn wohl auch recht derb an der Schulter. Dieser aber zog in maßlosem Zorn seinen Degen - und einen Augenblick später sank der Schäfer tot zu Boden. Und da fing ein Schaf an jämmerlich zu blöken, und dann noch eines und noch eines, bis die ganze Herde klagte und das Geräusch die ganze Heide erfüllte.

Mit kreideweißem Gesicht blickte der Mörder um sich und ging Schritt für Schritt rückwärts, bis er die Zügel seines Pferdes zu fassen bekam. Er schwang sich in den Sattel und sprengte davon, als sei der Leibhaftige hinter ihm her.

Der Tote wurde gefunden und begraben, man suchte den Mörder aber fand ihn nicht. Wer etwas wusste schwieg, und beim Begräbnis weinte eine junge verschleierte Weibsperson bittere Tränen und wurde hernach nie wieder in der Gegend gesehen.

Ein anderer Schäfer nahm die Stelle des Ermordeten ein und man begann zu vergessen. Aber als der erste Jahrestag des Verbrechens heraufdämmerte, sahen solche, die unterwegs waren, ein sonderbares Bild. Die gesamte Schafherde umrundete dreimal laut blökend den Stall, als ob sie eine Prozession abhalten wollte. Der Schäfer nahm den Hut ab und kratzte sich den Bart und meinte, so etwas habe er sein Lebtag noch nicht gesehen. Aber er sah dies noch viele Jahre lang - denn so gedachten

die Tiere ihres ermordeten Hüters.

Und mancher Bürger nickte wissend und wies mit dem Kopf nach dem Hause des Amtmannes, der keine glückliche Stunde mehr hatte sein Lebtag lang.

Die Schatzhüter vom Frauenstein

Die Burgruine Frauenstein befindet sich auf dem Frauenstein, einer Erhebung im Oberpfälzer Wald

Ein Käuzchen schrie, und der junge Mann zuckte zusammen. Es war etwa eine Stunde bis Mitternacht und der Ruf des Vogels klang unheimlich durch die Nacht. Als er aufgebrochen war, hatte sich eben der Abend gesenkt und er war fröhlich pfeifend seinen Weg gegangen.

Mittlerweile gefiel ihm sein Spaziergang kaum mehr, auch wenn er in der Vollmondnacht den Pfad gut erkennen konnte. Lieber wäre er jetzt daheim und säße am Ofen, denn für eine Frühjahrsnacht war es noch recht kalt. Aber jetzt konnte der junge Kerl nicht mehr zurück, ohne sich zum Gespött seiner Kumpane zu machen.

Im Wirtshaus hatte einer der Älteren vom Schatz auf der Burg Frauenstein erzählt, und dass man diesen nur in dieser einen Nacht des Jahres heben könne, nämlich in der Nacht auf den Karfreitag. Wenn man es wage, wohlgemerkt, denn bei der Ruine sei es nicht geheuer. Wie es zugegangen war, dass er damit prahlte, sich nicht zu fürchten und den Schatz allein heben zu wollen, wusste der Bursche nicht mehr. Man hatte ihn begeistert freigelassen und ihm auf die Schulter geklopft, so dass er sich so recht als Held fühlte und ihm die Brust schwellte.

Als er von Hochrufen begleitet das Wirtshaus verließ und sich in Begleitung seiner Freunde auf den Weg zur Burg machte, kam ihm das noch als vortrefflicher Spaß vor. Man sang und scherzte miteinander, aber immer mehr der anderen blieben zurück und kehrten um, bis er schließlich alleine durch die Nacht wanderte. Verdrießlich dachte er, dass er nun eben die Nacht bei der Ruine verbringen müsse, um sein Wort zu halten. Der Pfad stieg nun steiler an und ihm wurde wärmer. Nach einigen recht beschwerlichen Minuten erhob sich die Ruine im Mondlicht.

Froh, sein Ziel endlich erreicht zu haben, verlegte sich der junge Mann nun wieder aufs Pfeifen, während er um sich schaute, in der Hoffnung, einen einigermaßen bequemen Platz zum Schlafen zu finden. Plötzlich, es mochte gerade Mitternacht sein, hörte er ein knirschendes Geräusch, das vom Torbogen her zu kommen schien. Mit angehaltenem Atem lauschte der Bursche. Richtig, es knirschte lauter. Langsam schritt er auf die Stelle zu, von der die Laute kamen. Und da gewahrte er einen Lichtschein, der sich langsam aber merklich verbreiterte.

Die Geschichten vom Schatz kamen ihm in den Sinn, und eher neugierig als ängstlich ging er nun beherzt auf das Licht zu. Als er beim Torbogen ankam, sah er einen Spalt im Felsboden, der sich stetig öffnete, bis er

breit genug war, einen Menschen durchzulassen. Dunkel schien es nicht zu sein da unten, denn daher kam ja das Licht. Und als er Treppenstufen im Fels sah, warf er noch einen Blick um sich und ging dann die Stufen hinab. Diese führten steil nach unten, in einem engen Gang, der von Fackeln erleuchtet wurde.

Es schien dem jungen Mann, als gehe er eine lange Zeit abwärts in dem stillen Gang - wie lange, vermochte er nicht zu sagen. Als er schon ans Umkehren dachte, machte der Gang eine Wendung, und als er diese passiert hatte, stand er vor einer schmalen aber hohen Tür. Noch bevor er diese berühren konnte, schwang sie langsam auf und gab den Weg frei. Und dann blieb er staunend stehen. Er stand in einer riesigen Halle, die hell erleuchtet war. Als seine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, sah er mit sprachlosem Blick viele Stühle mit hohen Lehnen in einem weiten Kreis stehen.

Auf jedem der Stühle saß ein voll gewappneter Ritter mit dem Schwert auf den Knien, aber mit geschlossenen Augen. Im Kreis standen viele große Truhen mit gewölbtem Deckel und mit Silber beschlagen. Und da bemerkte er einen Zwerg, einen verwachsenen kleinen Mann mit bunter Kleidung und Schellen daran. Dieser hob sofort beschwichtigend die Hände und legte dann mit einem Blick auf die Ritter einen Finger auf die Lippen.

Der junge Mann nickte mit verhaltenem Atem, da zeigte der Zwerg mit großer Gebärde auf die Truhen. Und als der Bursche diese ansah, öffnete sich wie von selber eine nach der anderen und gab den Blick auf den Inhalt frei. Da glänzte und gleißte es von Gold und Silber, rote Lichtpfeile schossen von Rubinen her, blaue Strahlen von Saphiren und weißes Feuer von Diamanten. Da vergaß er alles um sich her, wie bezaubert bewegte er sich auf die Schätze zu. Als seine zitternden Finger das Gold berührten, stand plötzlich der Zwerg neben ihm und reichte ihm wie von ungefähr einen Sack, ein feines Lächeln auf den Lippen. Und der Bezauberte raffte zusammen - Perlen und Steine, Münzen und Diademe - und stopfte aufs Geratewohl und mit fiebriger Hast in den Sack.

Als dieser prall gefüllt war, zupfte ihn der Verwachsene am Ärmel und bedeutete ihm, mitzukommen. Mit funkelnden Augen schob er den Jungen die Flügeltür hinaus und machte eine Handbewegung für Eile, mit ängstlich nach hinten in den Saal gerichtetem Blick. Dankbar nickte der schwer Beladene und trat den Rückweg an mit dem Sack auf der Schulter. Anfangs spürte er dessen Gewicht kaum in seiner Eile, aber dann wurde die Last schwerer und schwerer. Nur mit Mühe stieg er nun die Stufen wieder hoch, und jede schien ihm höher zu sein als die vorige.

Mit zusammengebissenen Zähnen stemmte sich der Schatzjäger nun weiter hoch, bis er den Sternenhimmel durch den Spalt sah. Auf der

letzten Stufe aber verließen ihn die Kräfte, er sank unter der Last zusammen und der Sack rutschte ihm von der Schulter. Und bevor er danach greifen konnte, polterte der gesammelte Reichtum mit großem Lärm die Treppe wieder hinunter. Entsetzt hob der Junge die Hände an die Ohren, so als könne er den Lärm unhörbar machen - doch da dröhnte es im Berg wie eine große Glocke.

Starr stand der Bursche mit schreckgeweiteten Augen, als das Klirren von Schwertern ertönte und lautes Rufen. Schrilles Gewieher und schwere Schritte tönten von unten und Schlachtrufe wurden laut, dazwischen lautes Gelächter. Eisen auf Stein, beschlagene Hufe auf Fels, Stahl auf Stahl. Da fuhr ein Ruck durch den Erschöpften und die Angst und das Grauen verliehen ihm neue Kräfte. Er rannte los, sprang mit großen Sätzen den Pfad hinunter und schrie vor Angst, hinter sich das Getöse der gepanzerten Rösser und Ritter.

Er lief weiter und weiter, bis er nichts mehr hörte und auf der nächtlichen Straße an einem Wegekreuz zusammenbrach. Da vergrub er das Gesicht in den Händen, und unter Schütteln und Schluchzen gelobte er, für immer auf das Schatzheben zu verzichten.

Ob er auf das Aufschneiden verzichtet hat, ist nicht überliefert.

Die Fürther Diebes- und Räuberbande

Historische Kriminalfälle an fränkischen Tatorten

Nach Mitternacht ist es, und stockdunkel. Es ist eine Neumondnacht und alles ist still in der Fürther Seitengasse. Dann rührt sich etwas, in der Dunkelheit sind ganz schwache Geräusche zu hören, und einem Beobachter wären vielleicht verstohlene Bewegungen aufgefallen. Doch zu dieser Zeit ist niemand mehr auf den Beinen, und der Nachtwächter des Viertels ist mit seinem Licht gerade durchgekommen und schon in einiger Entfernung.

Ein leises Quietschen, leise schabende Geräusche, ein sachter Hall wie von weichen Tritten - dann Stille. Eine gute halbe Stunde später öffnet sich die Hintertür einer Gastwirtschaft und vier Gestalten huschen hinein. Im Innern steht eine Frau mit einem matten Talglicht und weist schweigend mit dem Kopf zur Stiege. Die vier bilden eine Kette und schaffen mehrere schwere Bündel die steile Treppe hinauf. Als die Bündel verstaut sind, gehen die Männer mit den dunklen Umhängen und den geschwärtzten Gesichtern ihres Weges - in den Gassen vor der Wirtschaft trennen sie sich.

Am nächsten Morgen wird sich wohl ein Fürther Tuchhändler die Haare raufen, wenn er sein Lager in der Seitengasse sieht. Aber dann wird keine Spur zu finden sein - niemand, der irgend etwas gehört hätte. Was die Gastwirtschaft betrifft, so sind die Bündel in der nächsten Nacht unterwegs mit einem Fuhrwerk, das mit Apfelweinfässern beladen die Stadt verlässt.

Alles ist vonstatten gegangen, ohne dass ein Wort gesprochen wurde - eingespielt wie eine gute Theatertruppe gehen die Männer ihrem Handwerk nach. Sie gehören zur berühmtesten Fürther Bande, die im ganzen Landkreis operiert. Niemand kennt die genaue Zahl ihrer Mitglieder, die meisten haben einander nie bei Tageslicht gesehen. Um der größtmöglichen Sicherheit willen spricht man sich einander niemals mit den wahren Namen an. Zur Bande gehören viele Gruppen, die unabhängig voneinander operieren, und zwar an verschiedenen Orten.

So wie in dieser Nacht in Fürth geschieht gleiches oder ähnliches in Augsburg oder Nürnberg. Bis ins Thüringische und Oberpfälzische hinein reicht der Einfluss der Bande.

Am hellen Tag wird hier einer angerempelt und ein Zettel wechselt in eine andere Hand - da steht einer an der Straße und gibt einem Vorbeigehenden ein verabredetes Zeichen. Am Fenster dieser Wirtschaft steht zuweilen ein Krug, dann wieder ein Becher. Die Signale wechseln und sind sicher und effektiv. Manches Dienstmädchen lässt ein Hoftor

offen und mancher Wirt hat etwas anderes als Bier in seinen Fässern. Die verstreuten Mitglieder der Bande verständigen sich mit geheimen Zeichen, die außer ihnen niemand kennt, um Tag und Stunde eines Raubzuges zu verabreden.

Wo es Papiere braucht, wie Frachtbriefe oder andere Dokumente, hilft ein im Sold stehender Drucker aus. Einer der Köpfe der Bruderschaft ist ein Mann namens Franz Troglauer, ein überaus findiger Kopf mit großem Organisationstalent. Dieser hat sich einen gewissen Ruhm erworben durch einen berühmt gewordenen Fischzug beim Bamberger Weihbischof. Erbeutet wurden von dem hohen geistlichen Herrn 12000 Gulden und, zur allgemeinen Belustigung, der Bischofs-Stab.

Sonst ist man auf weniger große Beute aus. Lebensmittel, Gebrauchs- und Luxusgüter wie Stoffe und Schmuck. Ein weitverzweigtes Hehler- und Zubringernetz sorgt für die Verteilung und den Verkauf. Die Behörden kämpfen gegen eine Hydra mit unzähligen Köpfen. Da es keine eigentliche Bande mit einem Hauptmann gibt, sondern nur einzelne, effizient zuschlagende Gruppen, ist die Organisation nicht wirklich greifbar. Damit hat man keine Erfahrung, und so fischen die Ermittler im Trüben. Wohl sind einzelne Namen bekannt, wie Troglauer oder ein anderer Kopf: Jakob Meusel. Doch das nützt nicht viel, man kommt gegen die unzähligen Augen und Ohren der Organisation nicht an.

Doch im Jahre 1798 wird ein entscheidender Durchbruch erzielt. Mehr durch Zufall wird ein Mitglied der Bande in einem fränkischen Ort festgenommen. Der Mann heißt Philipp Schreier und erweist sich als Instrument zum Zerschlagen des Banditenringes. Unter Druck, und aus Angst vor der Todesstrafe, erzählt der unglückliche Mensch alles, was er über die Bande weiß. Noch heute existiert das sehr umfangreiche Verhörprotokoll.

Schreiers Festnahme ist ein absoluter Glücksfall für die Exekutive und der Anfang vom Ende der Fürther Bande. Die von Schreier genannten Namen ermöglichen erstmals eine organisierte Suche nach bestimmten Personen. Bisher war das nicht möglich, nun aber werden Steckbriefe gedruckt und überall hin versandt. Diese Art der Fahndung hat endlich den bisher versagten Erfolg. Über hundert Bandenmitglieder bleiben im Fahndungsnetz hängen.

Die meisten Verhafteten kommen auf die Festung Wülzburg und werden dort verhört. Dem Bruder des berühmten Troglauer gelingt die Flucht von dort, die aber in Bamberg endet. Nach den umfassenden Verhören werden die meisten Frauen auf freien Fuß gesetzt, viele Männer zu Zuchthausstrafen verurteilt.

Der legendäre Franz Troglauer allerdings kann erst im Jahre 1800

dingfest gemacht werden. Er wird im Mai 1801 gehängt.

Auf diese Weise wurde eine Organisation zerschlagen, die zu dieser Zeit ihresgleichen suchte. Solche organisatorischen Leistungen waren zu einer Zeit, in der viele Menschen des Lesens und Schreibens unkundig waren, bemerkenswert.

Die Sage vom Hungerturm

Vom bayerischen Schliersee

Vor Zeiten, so wird erzählt, lebte am Schliersee ein Ritter. Dieser war ein tapferer und auch gläubiger Mann und seiner Gattin sehr zugetan. Man lebte in Frieden am See und liebte einander, und alles stand zum Rechten in der Burg und im Land.

Nun aber rief der Heilige Vater in Rom zum Kreuzzug auf, und die gottesfürchtigen Recken im Land konnten sich der Aufgabe, das Grab Christi zu befreien, nicht entziehen. So rüstete auch der Graf zur Reise über das Meer, um als Kreuzfahrer seinem Gott mit dem Schwert zu dienen.

Dem Burgherrn fiel trotz allen Heldenmutes der Abschied von seinem schönen Ehegespons nicht eben leicht, und er fürchtete um deren Wohlergehen in seiner Abwesenheit. Die Geschäfte waren in die Hand des Schlossvogtes gelegt, der das Vertrauen seines Herrn besaß in allen Dingen. Nun legte der Ritter auch das Wohlergehen seiner jungen Frau vertrauensvoll in die Hände des Vogtes. Unter Verbeugungen gab dieser sein Wort, die Frau wie sein eigenes Leben zu schützen.

Da nun alles auf das Beste bestellt war, konnte der Kreuzfahrer nun Abschied nehmen von Weib und Land und in die Fremde ziehen, zur höheren Ehre Gottes.

In Abwesenheit des Grafen ging nun das Leben auf der Burg recht und schlecht seinen gewohnten Gang. Die Gräfin verließ sich in allen Dingen der Wirtschaft auf den Vogt, der seine Aufgaben ernst nahm, insbesondere das Versprechen, der jungen Frau zur Seite zu stehen.

Er hielt sich, sobald seine Pflichten das erlaubten, ständig in unmittelbarer Nähe auf, um ihrer Wünsche gegenwärtig zu sein. Monate gingen ins Land, und das Gesinde und die auf der Burg verbliebene Garde nahmen den Vogt als ihren Herren, man hatte sich daran gewöhnt. Mit der Zeit nun ruhten die Augen des Mannes in anderer Weise auf seiner Herrin - er war in Liebe zu ihr, die sich nach ihrem Gatten sehnte, entbrannt. Er magerte ab und wurde blass, er schlief des Nachts nicht mehr und schmiedete allerei Pläne, wie er zum Ziel seiner Wünsche kommen könnte.

Und nach vielen durchwachten Nächten nahm in seinem Kopf ein Plan Gestalt an, den er sogleich mit der gehörigen Sorgfalt umsetzte. So kam es denn, dass nach langen Monaten ein berittener Bote zur Burg kam und in seiner Satteltasche ein Pergament trug, das der Vogt im Burghofe vorlas. Es beinhaltete die traurige Nachricht vom Heldentode des Ritters,

der tapfer und furchtlos kämpfend dem Feinde zum Opfer gefallen war. Lange hatte man nichts mehr vom Grafen gehört, so überraschte diese Botschaft niemanden, waren die Befürchtungen nun Gewissheit geworden.

Die Herrin war untröstlich und verließ viele Tage ihre Gemächer nicht, doch als sie einigermaßen erholt war, stützte sie sich noch mehr auf den Burgvogt.

Dieser tat nun alles, um sich vollends unentbehrlich zu machen und brachte es soweit, dass die Dame keinen Schritt mehr ohne ihn tat. Als er sich dann endlich soweit erkühnte, dass er vor ihr auf die Knie sank, um seine Liebe zu gestehen und einen Antrag zu machen, schien es ihr nur richtig, diesen anzunehmen.

Als bald wurde nun Vermählung gefeiert und aus Respekt dem gefallenen Grafen Bescheid getan mit erhobenen Bechern, während die Dame einige Tränen vergoss.

Das Paar lebte in ehelichem Glück einige Zeit ungestört, und alles um sie herum war bestens geordnet.

Dann aber, nicht lange nach der Hochzeit, erwachte der Vogt beim Morgenrauen von Lärm und Aufruhr im Burghof. Da war ein Getöse und Krachen und Geschrei, auf das er sich keinen Reim machen konnte. Noch während er in die Kleider fuhr, meldete ein erschrockener Page, man verlange Zutritt zur Burg.

Auf die Frage, wer sich da so erfreche, schüttelte der bleiche Knabe nur den Kopf und rannte weg.

Da ergriff den Vogt eine unheilvolle Ahnung und er begab sich eilends zum Burghof hinunter und ans Tor. Das wurde eben hochgezogen, ganz ohne seinen Befehl.

Und noch bevor er deswegen ein Wort verlieren konnte, ritt eine Schar Bewaffneter in den Hof ein. Und mit Grausen sah der Vogt das gräfliche Wappen auf den Schilden der Reiter, und ohne dass der Vorderste das Visier hob, wusste er wohl, wer da heimgekommen war.

Mittlerweile war die Herrin mit ihren Jungfern im Hof erschienen, um zu sehen, was geschehen war. Die Reiter stiegen nun ab und der Graf - der war es wahrhaftig - sah sich mit grimmigen Blicken um. Wohl hatte er auf der Heimreise lange vor der Burg gehört, was geschehen war in seiner Abwesenheit, und in ihm waren Wut und Zorn übermächtig.

Mit einer Handbewegung wehrte er den Jubelrufen der ihn erkennenden Menschen, dann ging er auf die Dame und den Vogt zu. Ohne ein Wort zu sagen, schlug er mit der gepanzerten Rechten zu, so dass dieser besinnungslos zu Boden fiel. Die Dame schrie auf und sank in die Knie,

fassungslos und verwirrt wollte sie sich rechtfertigen und erklären, doch der Ritter hörte sie nicht an. Zwei seiner Männer nahmen die Unglückliche in die Mitte und brachten sie fort.

Als der Vogt die Besinnung wiedererlangte, fand er sich gutbewacht im Kerker. Nach einigen Mühen erfuhr er von der Wache, die Dame sei in ihren Gemächern eingeschlossen und soweit unversehrt. Ungestüm verlangte der Vogt nun, den Herrn zu sprechen, aber umsonst. So ging es lange Zeit, für die Dame wie für den unglückseligen Gefangenen, bis eines Tages der Graf ausrichten ließ, er werde nun beide für immer vereinen.

Unter strenger Bewachung wurden beide nun auf eine kleine Insel im Schliersee verbracht, auf der der Graf in kurzer Zeit einen Turm hatte errichten lassen.

Darinnen nun wurden beide in einiger Entfernung voneinander angekettet, so dass sie sich zwar sehen, aber nicht berühren konnten. In Reichweite waren ein Krug Wasser und ein Laib Brot hingestellt, Nahrung für wenige karge Tage.

Dann schloss sich die schwere Tür des Turmes und sperrte das letzte Tageslicht aus. Und die Türe wurde nicht mehr geöffnet, solange die Gefangenen noch am Leben waren.

Wie der Graf mit seiner eigenen Schuld lebte, ist nicht überliefert, noch ob er jemals Reue zeigte ob seiner Härte.

Das ist die Legende vom Hungerturm, die so oder ähnlich bis heute erzählt wird.

Die Legende vom stummen Abt

Aus Fürstenzell in Niederbayern

Im niederbayerischen Fürstenzell gab es einstmals einen vortrefflichen Abt, einen wahren Mann des Glaubens und Streiter Gottes. Jener war mit Gaben reich ausgestattet und führte das Kloster mit guter Hand und reinem Herzen. Keiner der Brüder hatte Grund zur Klage, alles wurde gerecht bemessen - sei es Lob oder Tadel - und die Gemeinschaft des Klosters war eine wahre Gemeinschaft in Christi.

Nun hätte der Abt zufrieden sein können mit den reichen Gaben, die ihm verliehen waren, doch nagte an ihm im Geheimen eine Trübnis der Seele. Trotz aller Gelehrsamkeit und allen Wissens, trotz der Kunst, die Brüder zu führen, mangelte es ihm an Beredtheit. Seine Predigten waren, trotz des Glaubensfeuers, das in ihm loderte, schwach und ohne Kraft. Die Gabe der Wortgewalt war ihm nicht gegeben, und das war ihm ein schwerer Kummer.

So er den ergreifenden Worten eines Mönches oder Priesters lauschte oder von einer Predigt ergriffen wurde, fühlte er ein dumpfes Neidgefühl in sich aufsteigen, für das er jedes Mal, wenn es über ihn kam, sich selbst die schwersten Bußen auferlegte und Gott demütig um Verzeihung bat. Er arbeitete bis zur Erschöpfung an seinen Predigten, doch so gelehrt und ergreifend sie auf dem Pergament aussahen, so blutleer und monoton kamen sie aus ihm heraus. Der Abt verzweifelte schier an seinem eigenen Unvermögen und versank immer öfter in ein dunkles Brüten, woraus ihm der Glaube und das Gebet immer schwerer zu helfen vermochten.

Eines Nachts arbeitete der Abt bei einem Talglicht wieder über seiner Predigt für den nächsten Tag - dieses Mal verbissener als sonst, hatte doch ein Priester eines engeren Konventes eine Gastpredigt gehalten, die begeistert aufgenommen worden war ob ihrer Lebendigkeit und ihres Feuers. Der Abt hatte unter einem Vorwand den Gottesdienst verlassen und war in seine Räume gegangen, wo er schwer mit den Schatten des Neides zu kämpfen gehabt hatte. Er rieb sich gerade die müden und schmerzenden Augen, als er eine Gestalt in der Kammer gewahrte. Der Mönch, so es einer war, trug eine schwarze Kutte und hatte die Kapuze tief in die Stirn gezogen, so dass sein Gesicht völlig im Schatten lag.

Der Abt wollte auffahren, aber da streckte die Gestalt in der Kutte gebietend die Hand nach ihm aus und er sank auf seinen Stuhl zurück. Dann hub der unheimliche Mönch an zu sprechen, mit glatter und angenehmer Stimme. Er wisse um den geheimen Wunsch des Abtes, und er könne diesen Wunsch erfüllen. Mittlerweile hatte nun dieser begriffen,

um wen es sich bei diesem nächtlichen Besucher handelte, aber er konnte sich nicht vom Stuhle erheben.

Und die samtene Stimme des Versuchers begann, den Wunsch des Abtes übermächtig werden zu lassen, und so füllend, dass jener mit brennenden Augen zuhörte und ihm letztendlich der Preis dafür nicht zu hoch dünkte. Wenn er einwillige, so sprach der Schwarze, so werde er der Gabe der meisterhaften Beredtheit teilhaftig. Doch von dieser Nacht an gerechnet in fünf Jahren müsse er seine Seele lassen. Wie im Traum gab der Abt sein Wort, worauf der Versucher verschwand, als wäre er nie da gewesen.

Ermattet sank der Mann nun über seinen Pergamenten zusammen und fiel in einen tiefen Schlaf.

Der nächste Tag wurde zu einem denkwürdigen Ereignis. Als der Abt die Kanzel bestieg, setzten sich einige der Brüder schon zum Schläfe zurecht, wie sie es bei jeder Predigt zu tun pflegten. Doch diesmal schliefen sie nicht, sie wurden mitgerissen und ihre Augen füllten sich mit Tränen der Rührung und in ihnen loderten Brände der Begeisterung, so gewaltig war des Abtes Predigt. Beifall toste durch die Kirche, und jeder war in Herzensaufruhr wegen der wundervollen lebendigen Worte.

Schnell breitete sich der Ruhm des Predigers aus, das Kloster wurde berühmt und von vielen Hochgestellten der Kirche und der Welt besucht. Man sprach davon, den Abt nach Rom zu berufen, doch der lehnte solches ab und blieb seiner Abtei treu. Wohl genoss er seinen Ruhm, doch mit jedem verstreichenden Jahr wurde ihm das Herz schwerer und auf seinem Gemüt lastete dunkel sein gegebenes Wort. Immer schlimmer trug er an dieser Bürde, und seine meisterliche Beredtheit war ihm weitaus weniger kostbar, je näher der Tag rückte, an dem er dafür zu zahlen hatte.

Er magerte ab und schlief kaum, sah einem Toten ähnlicher als einem Lebenden. Mit jedem Tag schüttelte ihn die Angst derber, und er sagte die meisten Predigten ab. Vielmehr verbrachte er fast den ganzen Tag im Gebet und warf sich vor dem Kreuz in bitterer Reue nieder ob seiner Sünde. Allenthalben war man in Sorge um ihn und suchte ihm zu helfen und betete für ihn.

Einige Tage vor der ausgemachten Wiederkehr des schwarzen Mönches nun vermochte der Abt es nicht mehr, seine Bürde alleine zu tragen und berief den Konvent ein. Vor allen versammelten Mönchen und Priestern bekannte er seine Schuld und bat um Hilfe. Und der älteste Klosterbruder wusste einen Rat. In eine Wanne mit Weihwasser gefüllt solle sich der Sünder begeben, und dort den Widersacher erwarten, während alle im Kloster beteten.

Um Mitternacht nun wurde alles so getan, wie der alte Mönch es geraten

hatte. In der Halle knieten alle Mönche und beteten laut um Beistand und Schutz, während der Abt mittig in einer gefüllten Wanne saß und das Weihwasser bis zu seinem Halse reichte.

Da erloschen alle Kerzen in einem kalten Windzug und die Flügeltür schlug auf. Auf der Schwelle stand der Schwarze in seiner Kutte und vermochte nicht, einen Schritt näherzukommen. So sehr er drohte und knurrte, er konnte die Schwelle nicht überschreiten. Die Gebete und das Weihwasser hielten ihn fern bis nach Mitternacht, da schrie er auf wie mit tausend Stimmen und verschwand unverrichteter Dinge.

Glücklich eilten die erschöpften Mönche zu dem geretteten Abt und halfen ihm auf die Beine, war er doch nun sicher wieder im Schoße Gottes. Aber als er danken wollte, da hatte er keine Stimme mehr.

Fortan hieß man ihn den stummen Abt, doch er nahm die Strafe in Demut an und dankte Gott jede Stunde seines Lebens für die Errettung vor dem Teufel. So erzählt man von alters her die Legende vom stummen Abt zu Fürstenzell.

Feeneibe und Wolfseibe

Aus dem Bergischen Land

Vor sehr langer Zeit war das Tal der Wupper schon von dichten und wildreichen Wäldern bedeckt. Damals lebten noch nicht viele Menschen im Tal, und in die fast undurchdringlichen Wälder wagte kaum einer sich weit hinein.

Zudem gingen Geschichten um, von sonderbaren Erscheinungen und Geschöpfen, die man zwischen den Bäumen gesehen haben wollte. So ging die Rede von einer unnatürlich schönen jungen Frau oder eher Fee, die von einem goldfarbenen Wolf begleitet wurde, seit langem von Mund zu Mund, und von dahin zu vielen Ohren.

In einer Herberge wollte eine vornehme Jagdgesellschaft die Nacht verbringen, bevor sie am nächsten Morgen zu den Wäldern aufbrechen wollte. Im Schankraum saß man noch bei einem Becher Wein zusammen und war guter Dinge wegen des Jagdvergnügens, das erwartet wurde.

Nun hatten auch die Herrschaften von den Geschichten gehört und trieben übermütige Späße damit. Einer der besten Jäger, ein junger und schmucker Mann von Adel, war gerade das bevorzugte Ziel der weinseligen Reden. Ob er anstatt der Sauen wohl lieber auf Wölfe anlegen, oder ob er gar auf schöne junge Frauen pirschen wolle, fragte man ihn im Scherz.

Lachend gab der Jäger die kecke Antwort, dass es ihm gleich gelte, ob Wisent, Eber oder Wolf. Er werde wohl dem Meister Isegrim den goldenen Rock ausziehen. Was nun die Dame betreffe, ob Maid oder Fee, er wolle eine artige Reverenz nicht missen lassen. Das wurde mit lautem Gelächter quittiert und die Becher darauf erhoben. Dann begab sich die Gesellschaft langsam zu den Kammern und den dazugehörigen wohlgestopften Strohsäcken, denn man wollte noch vor dem Morgengrauen wieder auf den Beinen sein.

Und so zog in der frühmorgendlichen Kühle eine fröstelnde, aber gut gelaunte Gesellschaft in die Wälder ein, begleitet von einigen Treibern und Hundeführern.

Die Jagd ließ sich ruhig an, aber dann hatten die Waldläufer ein Rudel Schwarzwild ausgemacht und das Jagdfieber ergriff alle miteinander. Der junge Jäger sonderte sich mit seinem besten Hund von der Gruppe ab - er wollte im Alleingang der Rotte in die Flanke stoßen, um die lohnendste Beute vor den anderen zu stellen. In seiner Tollkühnheit achtete er nicht auf Gefahren und trachtete nur danach, den Weg abzuschneiden.

Ohne Rücksicht auf seine Kleidung oder etwaige Schrammen arbeitete er sich durch das dichte Unterholz, im Bogen auf das Schwarzwild zu. Doch plötzlich verlor der Hund die Spur, das Tier lief bald hierhin und bald dorthin, die Nase am Boden.

Der Jäger sah umher und wurde gewahr, dass er geraume Zeit keine Geräusche mehr gehört hatte, kein Bellen oder das Schlagen der Treiber - es war, als wäre er allein im Wald.

Gerade als er umkehren wollte, begann der Hund sich sonderbar zu benehmen. Mit aufgestelltem Nackenfell starrte der Jagdhund knurrend auf etwas, das weiter vor ihm lag. Stocksteif stand das Tier, mit eingeklemmter Rute.

Leicht beklommen trat der Jäger vor, denn solches kannte er nicht von seinem Hund - und das machte ihn vorsichtig. Da nahm er zwischen den dunklen Bäumen einen Glanz wie von Gold wahr und ein sanftes Leuchten. Mit verhaltenem Atem legte er dem Hund die Hand auf den Kopf und schaute auf das Bild, das sich ihm bot.

Wahrhaftig sah der Jäger eine wunderschöne junge Frau mit hellem Gewand wie schwebend zwischen den Bäumen gehen. Ihre Haut schien wie von innen zu schimmern, und ihr zartes Gesicht mit den großen hellgrünen Augen schien ihm das Schönste, das er je gesehen. An ihrer Seite trabte ein außergewöhnlich großer Wolf, der ein goldfarbenes Fell hatte. Der Mann stand wie verzaubert, in hingerissenes Schauen versunken, als der Wolf ihn bemerkte. Ein tiefes Grollen entwich seiner Kehle, die Fee starrte dem Jäger einen Herzschlag lang in die Augen, dann wandten sich die beiden zur Flucht.

Sie waren schnell, schneller als gewöhnliche Geschöpfe des Waldes, aber der Mann folgte ihnen verbissen. Es ging lange Zeit über Wurzeln und liegende Stämme, durch Dickicht und um Felsen herum. Dann war die Flucht zu Ende, die Fee und ihr Begleiter verhielten, und der Wolf stellte sich mit gebleckten Zähnen vor seine Herrin und grollte tief und warnend.

Da legte der Jäger an, und sein gut gezielter Pfeil fuhr dem Tier gerade ins Herz. Der Wolf fiel, und die schöne Erscheinung schrie leise auf. Ohne zu zögern lief der Jäger auf die Stelle zu, an der das getötete Tier lag - aber als er den Ort erreichte, war der Waldboden leer. Da war kein Wolf mit einem Pfeil im Herzen, da war? nichts. Der Jäger sah nach der Fee, doch die war ebenfalls verschwunden, so als wäre sie nie hier gewesen. Da ließ er seinen Bogen sinken und ging mit einem bohrenden Weh in seiner Brust langsam davon, die Ahnung im Herzen, dass dieser Schmerz nie ganz vergehen würde.

An der Stelle, an der Fee und Wolf verschwanden, wachsen bis heute zwei

Eiben. Und in besonderen Nächten, wenn die Schleier zwischen den Welten dünner sind als gewöhnlich, hört man zuweilen einen Wolf klagend heulen.

So wird die Geschichte im Tal der Wupper und andernorts erzählt, und ich gebe sie an euch weiter.

Ulrich und Wendelgard

Vom Bodensee: Die Sage vom Grafen Ulrich und seiner Gemahlin Wendelgard

Am Ufer des Bodensees, bei Buchhorn, lebte vor vielen hundert Jahren der Herr von Linzgau, Graf Ulrich, vom dem folgendes erzählt wird.

Der Graf war mit der schönen Wendelgard vermählt, die ihm sehr teuer und lieb war und bei allen ob ihrer Wohlgestalt und ihres guten Herzens bewundert wurde.

Die Eheleute lebten glücklich und zufrieden und würden es wohl noch lange getan haben, wäre nicht Krieg ausgebrochen. Die Ungarn waren in das Reich eingefallen und verheerten das Land. Da half nun nichts, der Graf musste sich von seiner Wendelgard verabschieden und in den Krieg ziehen, wenn auch mit blutendem Herzen.

Wie alle zurückgelassenen Frauen in Kriegszeiten suchte Frau Wendelgard ihre Sehnsucht und ihre heiße Angst um den geliebten Mann durch Arbeit und Gebete zu bändigen, doch waren ihre Nächte, da sie ihre Gedanken schweifen lassen konnte, von Herzensqualen und schlimmen Träumen beherrscht.

Tagsüber suchten ihre Augen, sobald sie ein wenig Zeit für sich fand, von ihrem Fenster aus den Weg zur Burg ab, ob vielleicht ein Bote käme, der ihr Kunde von ihrem Mann brachte. Fand sich ein solcher ein, war es wie ein Feiertag für die Gräfin und der glückliche Überbringer wurde behandelt wie ein Edler, der zu Besuch weilte. Oft geschah dies nicht, aber die Liebe Wendelgards wurde deshalb nicht geringer? und die wenigen Zeilen trug sie wie Kleinodien bei sich.

Doch aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate, und die Botschaften seltener. Dann blieben sie ganz aus, und Wendelgard ging wie betäubt umher - stundenlang stand sie an der Brüstung und starrte auf das Land hinunter, suchte mit flehenden Augen den Horizont ab und sandte Gebet um Gebet zum Himmel. Doch es kam kein Zeichen, keine Botschaft.

Viele kehrten heim, auch solche die den Grafen gekannt hatten, aber niemand konnte ihr etwas über seinen Verbleib oder seinen Tod sagen. So lebte die Gräfin in quälender Ungewissheit lange Zeit, bis sie letztendlich der Stimme der Vernunft Gehör schenkte und den Tod des geliebten Gatten als Tatsache anzunehmen begann. Das tat sie gegen ihr Herz, das durchaus nicht vom Geliebten lassen wollte und für das er immer lebendig sein würde.

Als sich nun Wendelgard mit ihrer Witwenschaft abgefunden hatte, begab sie sich in das Nonnenkloster St. Gallen, um sich dort in die Reihen der Frauen einzufügen, die ihr Leben Christus geweiht hatten. Eine andere Heirat kam für sie nicht in Betracht - ihren Ulrich konnte kein anderer Mann aus ihrem Herzen vertreiben - so wollte sie ihre Tage der Arbeit und dem Gebet widmen. Doch ihre Liebe war so wie immer gewesen, und so erbat sie die Erlaubnis, einmal jährlich nach Buchhorn zu gehen, um dort zum Gedächtnis des Grafen die Armen zu beschenken und ihre Trauer feierlich zu begehen.

In der Heimat ihres Herzens, wo sie die glückliche Ehefrau gewesen war, gedachte sie ihres Mannes mit immer noch wundem, wenn auch ruhigem Herzen. Hier, wo sie mit ihm gelebt hatte, schien ihr jede Mauer und jeder Baum nur von ihm zu erzählen. Sie sah ihn, wie er lachend vom Pferd stieg und die Arme ausbreitete, um sie zu begrüßen. Sie sah ihn neben sich auf dem Mauergang stehen, mit ihr die Sterne betrachtend, sie hörte sein gutmütiges Scherzen und sah in sein liebevolles Gesicht. Die kurze Zeit, die sie einmal im Jahr in Buchhorn verbrachte, brachte ihr den Verlorenen so nahe, dass sie davon zehren konnte, wenn sie sich im Kloster der Einsamkeit und den Gebeten ergab.

Unter den Ärmsten war die Mildtätigkeit der Gräfin wohlbekannt, und so kamen sie in Scharen hierher, wenn bekannt wurde, dass Wendelgard in Buchhorn weilte. Und so verteilten sie und ihre Helferinnen seit dem Morgen Almosen und andere nötige Gaben an die Elenden und Hungernden. Die Gräfin scheute die Nähe der Bittenden nicht, sie sprach mit ihnen und spendete auch Trost durch ihre Freundlichkeit.

Einer der Männer in Lumpen wollte den Kopf nicht heben, als sie ihn ansprach. Er kniete vor ihr, aber er hob nicht bittend die Hände wie die anderen. Da griff sie in den Korb und nahm ein Brot heraus, das sie ihm in die Hände legte. Da plötzlich nahm der Bettler ihre Hand in seine und drückte einen Kuss darauf, dann erhob er sich langsam und müde, ohne ihre Hand freizugeben. Die Wachen kamen herbeigeeilt, um den Unverschämten wegzudrängen, die Umstehenden hielten den Atem an ob solcher Frechheit.

Wendelgard war ruhig geblieben, als der Mann sich erhob und versuchte nicht, ihm die Hand zu entziehen. Irgendetwas sagte ihr, es drohe keine Gefahr. Und als der Bettler in ihre Augen schaute, da war es, als ob ihr Herz sich öffnete und sang, alles um sie her versank - sie sah nur noch diese Augen, aus denen Tränen flossen. Und ohne dass sie sich dessen bewusst war, hob sie die Hand um den Wachen Einhalt zu gebieten - und als diese innehielten, legte sie die Hand auf das Gesicht des Bettlers.

"Ulrich", sagte sie laut. Und die dabei waren schworen später, nie hätten sie solchen Ton gehört in einer Stimme. Wendelgard versagten die Glieder den Dienst - ihr Mann fing sie auf und hielt sie an sich gedrückt, während er sich als Graf Ulrich zu erkennen gab. Viele der Anwesenden hatten den Grafen gekannt, bevor er in den Kampf zog und erkannten in ihm ihren einstigen Lehnsherren. Da priesen alle Gott und freuten sich dieses Wunders, denn als solches schien es ihnen.

Wendelgard nun erbat sich vom Bischof die Entbindung von ihren Gelübden, die dieser gerne gewährte. Umso lieber, da der Graf dem Kloster einige Ländereien überschrieb. Und bald darauf gaben sich Ulrich und Wendelgard ein zweites Mal das Jawort und lebten zusammen in Buchhorn so glücklich wie ehemals. Und bald war die Gräfin in gesegneten Umständen, weshalb sie Gott zum Dank ein Gelübde tat.

Aber die Gräfin hatte an ihrer Gesundheit gelitten, wohl durch das durchlebte Leid, und kurz vor ihrer Niederkunft verstarb sie an plötzlicher Krankheit. Dem Medicus, dem ein bleicher und verzweifelter Graf die Erlaubnis erteilte, gelang es, durch einen Schnitt das lebende Kind zu entbinden. Der wohlgestaltete und gesunde Knabe wurde Burkhard genannt und wuchs zu einem klugen und schönen Knaben heran. Dem Gelübde der Mutter gemäß wurde er im Kloster St. Gallen erzogen und dort zum Diener Gottes geweiht. Mit reichen Gaben ausgestattet, tat sich der Junge als vorbildlicher Mönch hervor und wurde später Abt des Klosters St. Gallen.

Das ist die Geschichte von Ulrich und Wendelgard, wie man sie in der Gegend um den Bodensee erzählt.

Schneewittchen

Aus Lohr am Main

Das Mädchen vergrub das Gesicht in den Kissen - sie wollte die Musik nicht mehr hören, die von den Sälen unten heraufklang. Vor einer Stunde hatte sie die Königin gesehen, als sie mit ihren Damen in vollem Putz den Gang entlang gerauscht war. Sie hatte wundervoll ausgesehen in ihrem goldfarbenen Kleid und der sorgfältig gebauschten hohen Frisur mit den Perlenschnüren. Aber das Mädchen hatte Angst vor ihr und den Hofdamen. Alles war anders geworden seit einigen Monaten.

Nach dem Tode ihrer Mutter hatte der Vater lange getrauert, aber letztendlich doch wieder eine Frau genommen. Da die vorige Königin bei der Geburt ihres eigenen Kindes gestorben war, wuchs die Kleine ohne Mutter auf. Ihre Ammen und Aufwärterinnen hatten ihr viel erzählt von der Mama, wie sie von ihrem kommenden Kind gesprochen und dessen Farben ausgemalt hatte: dunkel wie Ebenholz, weiß wie Schnee, und rot wie Blut.

Wie durch eine Laune der Natur hatte das Kind tatsächlich sehr dunkles Haar, rote Lippen und ganz zarte, helle Haut gehabt. Und Schneewittchen wurde sie deshalb genannt - Schneeweißchen. Ihr eigentlicher Taufname geriet in Vergessenheit, sogar der König, ihr Vater, nannte sie so. Sie hatte sich sehr gefreut, als sie von der bevorstehenden Heirat erfuhr - sie wollte eine Mutter haben.

Und die neue Königin war sehr freundlich zu dem dunkelhaarigen kleinen Mädchen, das ziemlich dünn und nicht sehr ansehnlich war, und überdies recht scheu. Auf eine lässige und abwesende Art war sie nett gewesen, die schöne Frau des Vaters. Unter ihren Sachen hatte sich ein schöner mannshoher Spiegel befunden, den man in ihrem Schlafzimmer in einem besonderen Kabinett installiert hatte, und den die Königin niemandem zeigte.

In diesem Alkoven verbrachte sie viele Stunden, um sich zu schmücken - und einmal hatte sich Schneewittchen hineingeschlichen, um die schönen Dinge dort zu betrachten. Ihr Händchen strich über seidene Stoffe und glatte Perlen, betastete die goldene Bürste und die vielen Käämme, und drehte sich ein wenig vor dem hohen Spiegel hin und her, als sie jemanden kommen hörte.

Rasch kauerte sie sich hinter dem Lehnstuhl zusammen und verhielt den Atem, gerade noch rechtzeitig, bevor die Königin den Raum betrat.

Diese warf ihren Fächer auf den Frisiertisch und wandte sich sogleich dem

Spiegel zu. Dann berührte sie die Oberfläche und murmelte leise und unverständliche Worte.

Dann plötzlich hob die Königin ihre Stimme und sagte laut: ?Zeig mir, Auge, die schönste Frau im Lande!? Und da wurde das Spiegelglas milchig und trübe und wirbelig, dann ganz dunkel. Die Frau trat einen Schritt zurück und starrte erwartungsvoll in den sonderbaren Spiegel. Und dann sah man ihr Abbild, aber nicht so, wie sie vor dem Glas stand, sondern in vollem Krönungsornat, und mit ihren Juwelen geschmückt. Da lachte die Königin laut auf und begab sich in das Schlafzimmer.

Die kleine Lauscherin nutzte dies, um ungesehen zu flüchten. Nie hatte sie jemandem von dem, was sie gesehen hatte, erzählt - aber sie begann acht zu haben. Immer wenn die Stiefmutter aus ihren Räumen kam, war sie bester Stimmung und wohl strich sie im Vorbeigehen dem Kind lässig über den Kopf.

+

Die Zeit verging, und Schneewittchen wuchs heran. Ihr Körper streckte sich, und aus dem etwas verwilderten und unansehnlichen kleinen Geschöpf wurde ein junges Mädchen, nach dem sich die Menschen umdrehten. Die Königin sah mit immer weniger freundlichen Augen auf ihre schöne Stieftochter, und an Stelle der oberflächlichen Freundlichkeit kam Kühle auf.

Unter dem Vorwand, für die Erziehung zur Dame und künftigen Ehefrau sorgen zu wollen, dachte sich die Königin viele kleine Schikanen aus, um dem Mädchen die Freude am Leben zu vergällen. Sie setzte das Mädchen herab und wurde dabei recht beleidigend. Das tat sie allerdings nie in Gegenwart des Königs, aber ihre Damen und sie hatten so manchen vergnüglichen Nachmittag auf Kosten Schneewittchens.

+

Seit einigen Wochen nun war es sehr schlimm geworden. Und vor Tagen hatte Schneewittchen die Königin in fürchterlichem Zorn aus ihren Gemächern kommen sehen. Sie schlug ihren Fächer auf dem Kopf eines Pagen entzwei, ohrfeigte ihre Lieblingssofe und befahl Schneewittchen, sich in ihre Zimmer zu begeben und dort zu bleiben, bis man sie rufe. Seitdem war das Mädchen hier eine Gefangene, ohne Gesellschaft und ohne dass jemand mit ihr sprach. Der König war in Staatsgeschäften unterwegs und wusste wohl von alledem nichts. Schneewittchen hatte große Angst - sie wäre gerne davongelaufen, aber vor ihrer Tür standen Wachen.

Kurz nach dem Morgengrauen wurde sie unsanft geweckt von ihrer neuen Zofe - die vorherige war verschwunden - die ihr einen Befehl der Königin

überbrachte. Sie solle sich ohne Verzögerung bei den Ställen einfinden.

Schlaftrunken ließ sich das Mädchen in die einfachen Reitsachen helfen und folgte der Zofe durch die noch unbelebten Gänge hinunter zum Wirtschaftstrakt des Schlosses und durch den Hof. Da wartete schon ihre hübsche Stute gesattelt auf sie, und daneben saß der königliche Jagdmeister auf seinem Fuchs.

Benommen ließ sich Schneewittchen auf ihr Pferd helfen und folgte dem Jagdmeister durch das Tor hinaus. Es ging weitab von der Straße durch die Felder und dann tief in den Wald hinein.

Da wo die Bäume so dicht standen, dass die Pferde nicht mehr weiter kommen, hielt der Jäger an und hob Schneewittchen vom Pferd.

Noch immer schwieg der Mann, so wie er den ganzen Ritt über geschwiegen hatte. Beklommen sah das Mädchen in sein ernstes Gesicht und wagte nicht, ein Wort an ihn zu richten. Endlich sah er Schneewittchen an, nahm sie bei den Schultern und schüttelte sie. Dann stieß er sie von sich und schrie, dass sie gehen solle. Fort, weg von ihm und überhaupt weg vom Schloss und aus seinem Leben.

Das Mädchen stand wie erstarrt, noch konnte sie sich keinen Reim darauf machen - aber dann plötzlich kniete er vor ihr nieder und bat um Vergebung. Die Königin habe ihm befohlen, die Stieftochter zu töten. Sollte er sich weigern, wäre sein eigenes Leben verwirkt. Als Beweis verlange sie das Herz Schneewittchens aus seiner Hand. Er könne nicht tun, was man ihn geheißen - er werde ein Reh töten und dessen Herz vorweisen, nur solle Schneewittchen fortgehen und nicht wieder zurückkommen.

Da wandte sich das Mädchen um und ging fort von dem immer noch knieenden Mann, unfähig ein Wort hervorzubringen.

Blindlings setzte sie Fuß vor Fuß, wie lange wusste sie nicht, bis sie auf einer Lichtung vor einer recht großen Hütte stand. Wie aus einem Traum schrak Schneewittchen da auf, ihr wurde bewusst, wie hungrig und wie müde sie war. Auf ihr Klopfen hin rührte sich nichts im Inneren der Hütte, niemand antwortete auf ihr Rufen.

Da fasste sich das Mädchen ein Herz und stieß die Türe auf. Innen war alles ordentlich und für mehrere Leute hergerichtet. In allem zählte Schneewittchen sieben kurze Betten, sieben Stühle, sieben Regale und sieben Truhen. Sie fand etwas Brot und Milch, das sie hungrig bis auf den letzten Krümel afaß, dann rollte sie sich auf einem der sonderbar kleinen Betten zusammen und schlief augenblicklich ein.

+

Durch ihren Schlaf drangen Stimmen, sie schrak auf und öffnete die Augen. Um das Bett herum standen außergewöhnlich kleine Männer mit wirrem Haar und Bärten, die mit erstaunten Augen auf sie niedersahen. Sie trugen derbe Kleidung und auf dem Kopf gepolsterte Mützen mit Zipfeln, so wie die Bergleute sie hatten. Sie hatten keine unfreundlichen Gesichter und warteten wohl auf eine Erklärung. Da stammelte Schneewittchen ihre Geschichte hervor, von Anfang an bis zu ihrem plötzlichen Erwachen im Heim der kleinen Männer. Diese sahen während der Erzählung einander an und schüttelten die Köpfe, hörten aber bis zum Ende zu. Dann kümmerten sie sich um das Abendessen und luden Schneewittchen dazu ein.

Es stellte sich heraus, dass die erstaunlichen Leute Minenarbeiter waren, gebeugt und verkümmert von der Arbeit unter Tage, die sie seit früher

Die Sage von der Loreley

Bei Sankt Goarshausen am Rhein erhebt sich der Loreleyfelsen, von dem die Sagen folgendes berichten.

Vor langer Zeit arbeiteten die Rheinfischer hart um ihr tägliches Brot und rangen dem Fluss nur schwer den Fang ab, den sie brauchten, um ihr Leben zu fristen.

Damals war der Strom weit weniger gebändigt und begradigt als in heutigen Zeiten, und es gab viele gefährliche Stellen mit Strudeln und Untiefen. Besonders am Fuße des Loreleyfelsens war der Fluss nicht sicher zu befahren, der schroffen Klippen und tückischen Strömungen wegen. Die gerade an diesen Stellen besonders reichen Fanggründe lockten immer wieder wagemutige oder wohl auch verzweifelte Fischer an, die trotz der Gefahren ihr Glück versuchen wollten und des Nachts bei Vollmond ihre Netze auswarfen. Das bekam ihnen nicht gut, und oft wurden die Trümmer der Kähne und die zerschmetterten Körper der Leichtsinnigen stromabwärts ans Ufer gezogen.

Wundersamerweise hatten aber manche Fischer Glück an diesen Stellen, so als stände ihnen die Vorsehung bei und führe die Kutter sicher durch alle Gefahren. Diese Begünstigten erwarben mit der Zeit einen gewissen Wohlstand, der sie über ihre Standesgenossen erhob. Über diese sonderbaren Dinge gingen Geschichten um - in den Spinnstuben und in den Wirtshäusern hörte man von der "Loreley" reden, einer wunderschönen Jungfrau, die des Nachts auf dem Felsen sitze, ihr langes goldenes Haar kämme und dabei sänge. So süß, so überirdisch schön sei ihr Lied, dass die unglücklichen Fischer, die es anhörten, zum Fuß des Felsens steuerten und vom Anblick der Schönen betört nicht auf den Kurs achteten und ein Opfer der Strudel wurden.

"Sie hilft denjenigen, denen sie wohlgesonnen ist", sagten manche der Alten hinter der vorgehaltenen Hand und nickten weise dazu. "Die Flusstochter teilt den Reichtum des Stromes mit denen, die ihr respektvoll begegnen.?"

"Eine Hexe ist sie, eine Teufelin, die von ihrem Buhlen geschickt ist, um uns zu verderben", sagten andere. "Man sollte den Felsen stürmen und ein Ende machen mit der Höllenbrut. Stürzen wir das Satansgespiele vom Felsen hinab." Die das sagten, waren nicht eben die erfolgreichsten des Berufsstandes und sahen mit wenig freundlichen Blicken zu den besser Gestellten. Die aber hielten sich fern von den anderen und schwiegen zu allem. So blieb es bei wilden Reden und die Dinge erfuhren keine Änderung.

Wenn aber das Feuer unter dem Kessel kräftig geschürt wird, so kocht es über, und die wilden Geschichten drangen an das Ohr des Pfalzgrafen. Dieser sah, dass der Friede in der Region gefährdet war und beauftragte seinen Sohn mit der Klärung der Angelegenheit.

Der junge Mann nahm seine Aufgabe sehr ernst, reiste am Fluss auf- und abwärts und befragte die Menschen. Das war nicht eben eine einfache Sache, denn auch die größten Schreier hielten sich zurück und wollten nichts gesehen und gehört haben und hoben verdrossen ihre Schultern. Nun gibt es aber ein hervorragendes Werkzeug, um verstockte Zungen in Gang zu bringen - ein kleines rundes aus Silber oder Gold - und der junge Graf wusste dieses recht wohl anzuwenden.

Auf diese Weise erfuhr er von den Geschichten um die schöne Sängerin und war begierig, diese mit eigenen Augen zu sehen. Nach einigen Verhandlungen wechselte ein kleiner Beutel den Besitzer und ein Wort wurde gegeben: "Um Mitternacht, Herr." Und so bestieg der junge Graf in der Vollmondnacht einen Fischerkahn, der am Ufer auf ihn gewartet hatte.

Die Nacht war warm und das Mondlicht verwandelte die Flusslandschaft in einen Märchengarten. Der Steuermann hielt langsam und vorsichtig auf den Felsen zu, bedächtig das Ruder gebrauchend. Der Grafensohn stand in gespannter Erwartung am Bug, mit allen Sinnen lauschend. Die Nacht war voller Töne, der Fluss sang ein eigenes Lied, in das sich plötzlich leise eine zweite Stimme fügte und dann an Stärke gewann.

Das war, als kose jemand, der ihn von Anbeginn der Welt gekannt hatte, seine Seele. Als rufe ihn sein eigenes Herz heim zu allem, was ihm Heimat war. Seine Augen hoben sich zum Gipfel des Felsens und sahen dort einen Schein wie von Gold, Kaskaden von Haar und silbern leuchtende Glieder im Mondlicht.

Da war das Lied Gestalt geworden und sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, dahin zu kommen und zu bleiben. Hinter ihm der Fischer stand starr und das Ruder glitt aus seinen Händen, der Kahn geriet ins Trudeln und wurde angezogen - keiner achtete darauf, und der Mond glitt hinter die Wolken. Ein lautes Krachen zerriss die Nacht, dann war Stille.

Als man dem Pfalzgrafen die Nachricht überbrachte, zeigte sich auf dessem aschfahlen Gesicht keine Regung. Mit einem Tross von zwanzig Soldaten zog er hinunter und legte seinem toten Sohn, den man geborgen hatte, die Hand auf die Brust. Dort verharrte der Alte die Stunden, bis es dunkel wurde, dann brüllte er Befehle und um Mitternacht bewegte sich ein Fackelzug auf den Felsen hinauf. Der Graf und seine Männer, gefolgt von vielen Fischern und ihren Familien.

Auf dem Gipfel machten sie einen Schein aus und hielten darauf zu, der

Graf vorneweg, den Säbel umklammert. Und da war es wie versilbert auf dem Fels, und eine Gestalt war da, die sah auf den Rhein hinab und kämmte sich.

"Zeig dein Gesicht, Hexe, Mörderin - ich bin gekommen, um dich zur Hölle zu schicken." Die Gestalt hielt inne, richtete sich auf und wandte sich dem Grafen zu. Ganz bleich war sie, von zartem Bau, mit seltsam hohen Wangenknochen und schräggestellten riesigen Augen. Die waren von hellem Grün und sahen dem Grafen aufmerksam ins Gesicht. Der wich einen Schritt zurück, angerührt von etwas, das er nicht verstand und fast furchtsam. "Du hast meinen Sohn getötet", stammelte er. Hinter ihm die Soldaten und die Menge waren still, so als wären sie versteinert.

Wie ein Hauch waren die Worte, die die Flusstochter sprach: "Wer ruft, dem antworte ich." Damit wich sie an den Rand des Abgrunds zurück und drehte sich um. Mit hochgeworfenen Armen sprach sie laut Worte in einer Sprache, die keiner verstand. Da war ein Zischen und ein Gurgeln und hochschäumendes Wasser bis zum Gipfel, wie Rosse aus Gischt und Schaum, auf deren Rücken die Nixe sprang und fortgenommen wurde und im Rhein verschwand.

Jetzt löste sich die Erstarrung - die Menschen sahen einander unsicher an wie solche, die aus einem Traum erwachen. Niemand sagte ein Wort und der Graf weinte. Er winkte seine Männer fort und blieb die Nacht auf dem Gipfel, um zu trauern und Abschied zu nehmen von seinem Kind.

Seit dieser Nacht wurde die Loreley nicht wieder gesehen oder gehört - nur manchmal gibt ein vielfaches Echo ihre Rufe wieder.

Jedenfalls erzählen das die Menschen in der Gegend.

Die Sage von Burg Weißenstein

Bei der Stadt Regen im Bayerischen Wald liegt die Ruine der Burg Weißenstein, einer Feste, von der die Leute viel zu berichten wissen.

Vor langer Zeit lebte auf Weißenstein ein Ritter mit seiner Ehefrau. Diese war eine noch junge Dame und ihr Mann war ihr sehr zugetan. Er war geradezu närrisch mit ihr und las ihr jeden Wunsch von den Augen ab, tändelte und scherzte und war galant wie die Prinzen im Märchen.

Die junge Frau war von stolzer, aber auch verwöhnter Art, und sich ihrer Schönheit sehr wohl bewusst. Was immer sie tat, war in den Augen ihres Gatten wohlgetan. Denn wenn er zu seltenen Zeiten ungeduldig mit ihr wurde, so kraulten ihre zarten Finger ein wenig seinen Bart und ihre Augen sahen groß und unschuldig zu ihm auf - sie legte ihr Köpfchen schief und lächelte verheißungsvoll. Da konnte er nicht anders, als ihr die kleinen Torheiten zu verzeihen und ganz ihr williger Diener zu sein.

Die Dame hatte auch eine andere Seite, die sie ihrem Manne nicht, wohl aber dem Gesinde zeigte. Da fürchtete man sich vor dem kalten Blick und der scharfen Stimme nicht wenig. Und zu strafen verstand die Herrin auch, wenn etwas nicht nach ihrem Willen ging. Manche Jungfer ging mit einer roten Wange und Tränen in den Augen in ihre Kammer abends, nachdem sie der Herrin aufgewartet und deren Missfallen erregt hatte. In den Wirtschaftsräumen der Burg waren die Auftritte der Edelfrau gefürchtet, denn zu diesen Zeiten waren Prügel mit dem Riemen für die Knechte und Mägde nichts außergewöhnliches, wollte man diese zur Eile antreiben. Die Herrin ließ dieses Mittel je nach Laune einsetzen und ganz nach ihrem Dafürhalten.

Dem Ritter aber zeigte sie sich sanft und liebreizend, und so ging es lange Zeit. Dann kamen berittene Boten zur Burg, in immer kürzeren Abständen, und ließen den Ritter in ernster und besorgter Stimmung zurück. In solchen Zeiten widmete er sich seiner Ehefrau nicht ganz so wie sonst. Die Dame ließ ihren Unmut darüber an ihren Jungfern und dem Gesinde aus, wobei auch die Jagdhunde und ihre Pferde ihr Teil erhielten.

Immer öfter nun kamen Nachrichten, und wohl auch Edelleute aus anderen Teilen der Region, um Rat zu halten, denn es wurde Krieg befürchtet. Des Ritters Blick verweilte wohl oft in Sorge auf seiner jungen Frau, doch teilte er seine Befürchtungen nicht mit ihr.

Eines Tages nun wurden die Ahnungen zur Gewissheit, der Ritter musste seinem Kriegsherren in den Kampf folgen. In der Burg und den Werkstätten herrschte fieberhafte Betriebsamkeit, der Schmied hatte Arbeit zuhauf und ebenso die Knappen und Pferdeknechte. Alles wurde

geregelt und die Herrschaft über Burg und Menschen in die zarten kleinen Hände der Dame gelegt, was die Hörigen auf der Feste nicht eben fröhlich in die Zukunft blicken ließ.

Der tränenreiche Abschied war begangen worden, das Fallgitter hatte sich hinter dem Herrn und seinem Tross geschlossen, da gab es Vorbereitungen anderer Art in der Burg. Über Monate gab es Feste, Musik und Tänze, Barden und Spielleute und galante Herren bevölkerten Weißenstein, wie man es noch nie vorher gesehen hatte. Bis zum Morgengrauen hörte man das Kichern der Damen und die schmachtenden Lieder der Minnesänger, des Ritters Weinkeller wurde arg geplündert und auch die Jagdgründe. Die vornehme Gesellschaft pflegte sich nach anstrengenden Bällen und Festen ein wenig im Revier des Ritters zu zerstreuen und hauste übel unter dem Wild.

Es verwunderte niemanden auf der Burg, am wenigsten die Gräfin selber, dass in einer Nacht die Hebamme gerufen werden musste. Und nach langen Qualen gebar die Dame Siebenlinge. Die neugeborenen Knaben waren winzig aber kräftig, aber die Frau gab den Kindern keinen Blick. Noch schwach von den Anstrengungen befahl sie der Amme "das da hinwegzubringen für immer!" und zu schweigen. Ein Beutel wechselte den Besitzer und die alte Frau schlich mit einem Bündel im Dunkeln aus der Burg.

Nicht weit von der Burg entfernt traf sie auf einen großen Haufen Reiter, deren Anführer sie ansprach. Erschrocken erkannte die Hebamme den Burgherrn, der sie fragte, was sie da treibe um diese Zeit, wohin sie wolle und was das für Töne seien, die da aus dem Bündel kämen. In ihrer Angst erwiderte die Alte, es seien Hundewelpen, für die man in der Burg keine Verwendung hätte und die sie ersäufen solle. Da nun wurde der Ritter zornig und befahl ihr, das Bündel zu öffnen.

Schweigend starrte er auf die sieben Kinder, aschfahl und mit einem Gesicht wie aus Stein, denn sein Herz sagte ihm, was geschehen war, noch bevor die Alte unter Zittern alles gestand.

Dann befahl er der Frau bei ihrem Leben zu schweigen, wickelte die Kinder ein und nahm sie mit sich. Noch vor Anbruch des Tages brachte er die Kleinen in das Kloster Rinchnach, und dort verblieben die Jungen in der Obhut der Klosterbrüder.

Auf der Burg verlor er kein Wort darüber und ließ sich willkommen als geliebter Mann und Gatte, erwiderte die tränenreichen Umarmungen der Gräfin und zuckte mit keiner Wimper, als sie über die langen Monate der Einsamkeit klagte und seine Rückkehr pries.

So gingen die Jahre in das Land, und der Burgherr schwieg noch immer über die Nacht seiner Rückkehr und die sieben Jungen. Von Zeit zu Zeit

ließ er sich vom Abt des Klosters Bericht erstatten über die Fortschritte der Knaben. Seiner Dame gegenüber zeigte er sich kaum anders, aber unter den artigen Worten lag Eiseskälte. Der Herrin galt das gleich, falls sie es bemerkte, denn ihr fehlte es weiterhin an nichts, und wie bei den meisten Menschen von kalter und oberflächlicher Art fehlte es ihr an der Fähigkeit, tiefer zu blicken.

Mittlerweile waren die Knaben zu vielversprechenden jungen Männern herangewachsen, und der Burgherr richtete ein großes Fest aus, zu dem sie geladen wurden.

Es wurde an nichts gespart - Spielleute und Akrobaten wurden gerufen und die Tafel war ein Meisterwerk der Köche. In dem Treiben fielen der Herrin die wohlgestalteten und sich in artiger Manier betragenden Jünglinge auf, und sie ließ sie sich vorstellen.

Ganz hingerissen war sie, und schwärmte bei ihrem Gatten von den vortrefflichen sieben jungen Leuten. Da nahm der Ritter beiläufig einen Schluck Wein und fragte: "Könnt ihr euch denken, dass man solche wie diese Jünglinge töten wollte? Wie befändet Ihr über eine Mutter die solches täte?" Mit glitzernden Augen beobachtete die Herrin die von ihr Bewunderten beim Tanze und meinte leichthin: "Einmauern müsste man eine Mutter die so etwas tut!"

Da hob der Ritter die Hand, die Musik hörte auf zu spielen, und mit lauter und harter Stimme sprach er: "So soll es sein, Weib, denn das sind deine Söhne und dein Urteil sprachst du selber."

Schreckensbleich hörte die Gräfin diese Worte. Dann begann sie zu schreien und zu flehen, sie warf sich zu Füßen des Ritters und bat die Söhne um Vergebung. Sie weinte und kreischte und wimmerte - sie schrie, als die Wachen sie fortbrachten - sie schrie, als der Maurer sein Werk tat, und sie verwünschte alles Lebende, als der letzte Stein zu einer Wand gefügt wurde.

Vergebung erhielt sie von keinem, wohl auch nicht von Gott - denn seither wird in der Ruine zu Unzeiten die weiße Frau von Weißenstein gesehen. Da soll sie umgehen bis zum heutigen Tag.

Die Sage vom Ilsestein

Im Harz wird die Sage von Prinzessin Ilse erzählt.

Vor langer Zeit lebte eine schöne Prinzessin namens Ilse auf einer hohen Burg auf einem Felsen. Sie war mit einem liebenswürdigen Prinzen verlobt, den sie von Kindheit an kannte und dem sie in Liebe zugetan war.

Nun begab es sich, dass der junge Bräutigam seine Angebetete besuchen wollte und den Weg durch das Tal zu der Burg auf dem Felsen nahm. Es war ein schöner Tag, das Ufer des kleinen Flüsschens, das sich am Fuße der Felsenlandschaft entlang schlängelte, war von Sonne überflutet. Der junge Mann trieb sein Pferd nicht zur Eile an, er genoss den langsamen Ritt durch das romantische Tal und gedachte seiner Liebsten.

Da bemerkte er am Waldrand einige sehr schöne Blumen von blauer Farbe, und ihm schien es ein sehr guter Gedanke zu sein, seiner Braut einen Strauß davon mitzubringen.

Also stieg er ab und band die Zügel seines Pferdes lose an einen Ast, ging dann auf den Waldrand zu, um flugs einige der Blumen zu pflücken. Aber als er sich gerade niederbeugen wollte, bemerkte er ein Stück weit entfernt unter den Bäumen noch viel schönere Blüten, die er nun lieber nehmen wollte. Bei den Bäumen angekommen, lockte ein noch schönerer Strauch, und leichten Herzens entfernte sich der Prinz immer mehr von Rand des Waldes und geriet tiefer in das Halbdunkel des Forstes.

Da überkam ihn nach einiger Zeit die Sehnsucht nach seiner Braut und er wollte, die Arme voller Blumen, zu seinem Pferd zurück. Aber da war kein Pfad zu sehen, die Bäume sahen alle gleich aus, und er wusste nicht mehr, aus welcher Richtung er gekommen war. Der Wald lag dämmerig da und es gab nirgendwo einen Sonnenstrahl, der ihn hätte nach draußen zum Flüsschen leiten können.

Ratlos ging er einige Schritte hierhin und dann wieder dahin, ohne dass er sich hätte für eine Richtung entscheiden können. Rasch fiel nun die Dunkelheit und der junge Mann verfluchte seine Sorglosigkeit. Bald war es so düster, als sei schon Abend und er fiel zunehmend in Verzweiflung. Da gewährte er einen Lichtschein zwischen den Bäumen, und sogleich hielt er darauf zu. Nach einiger Zeit erreichte er eine Kate, die auf einer Lichtung stand und aus deren Fenster ein matter Lampenschein fiel. Erleichtert klopfte er an die Türe, die sogleich geöffnet wurde.

"Ah, Besuch zu später Stunde - und ein vornehmer Gast ist es auch noch." Mit diesen Worten lud ihn eine alte Frau zum Eintreten. Im Innern der Hütte gab es nicht viel Mobiliar, und die Alte nötigte den Prinzen auf eine

Bank beim Herdfeuer. Im Licht der Lampe besah sich der Verirrte seine Retterin genauer, und erschrak insgeheim. Die Frau war alt und nicht gerade eine Augenweide, struppiges Haar lugte unter einem schmutzigen Kopftuch hervor und bedeckte, wohl zum Glück, das meiste ihres Gesichtes.

Der Prinz schämte sich dieser Gedanken, war er doch sehr froh, die Hütte gefunden zu haben und eingelassen worden zu sein. "Bleibt nur sitzen, edler Herr, meine Tochter bringt Euch eine Erfrischung." Bei diesen Worten der Alten erschien eine weitere Frau, sehr viel jünger, aber auch sehr viel grausiger anzusehen. Mit Mühe konnte der Prinz einen erschreckten Aufschrei unterdrücken bei diesem Anblick. Es war, als hätte man einen Bergtroll in Frauenkleider gezwängt, vierschrötig und verwarzt, mit kleinen harten Äuglein und von gelblicher Gesichtsfarbe.

Der Prinz stotterte einen Dank und nahm den gebotenen Becher. Ihm wurde bewusst, wie durstig er war nach dem Umherirren im Wald, und er trank in durstigen Zügen. Der Trank schmeckte süß und köstlich, und er leerte den Becher völlig. Als er das Behältnis gerade abstellen wollte, fiel sein Blick wieder auf die Tochter der Alten, und sie erschien ihm gar nicht mehr so schrecklich. Eigentlich fand er sie sogar anziehend, etwas wild vielleicht, aber sehr hübsch. Nein, mehr als hübsch: wunderschön. Und er entbrannte in Liebe zu ihr und vergaß alles. Auf die Knie fiel der Prinz und flehte sie an, seine Frau zu werden.

Sogleich wurde von irgendwoher ein Mönch geholt, dessen Gesicht von der Kapuze verdeckt war und der mit monotoner Stimme die Zeremonie durchführte. Dem Prinzen galt alles gleich, er hielt die Hand seiner Liebe und wandte keinen Blick von ihr. Am nächsten Morgen wurde er mit barschem Gekeife zur Arbeit gerufen, zum Holzschlagen und Kehren, zum Dachausbessern und zu vielen anderen Verrichtungen mehr. Freudig tat er alles, was man verlangte, schien ihm die Stimme seiner geliebten Frau doch lieblich wie Lerchengesang.

So ging ein Tag in den anderen über, ohne dass er dies wahrnahm bei der Arbeit und seiner Verblendung. Er wurde mit Schimpfnamen belegt, getreten und gekniffen, er bekam außer trockenen Brotkanten und Wassersuppe nichts zu Essen, aber er merkte es nicht einmal. Hingebungsvoll hing sein Blick an den Lippen seiner Frau, bereit alles zu tun für diese Schönheit.

An einem Morgen wurde ihm ein Korb vor die Füße geworfen mit der Weisung, Pilze zu suchen. Dankbar dafür, dass sie mit ihm gesprochen hatte, stolperte der Prinz mit blödem Lächeln in den Wald. Eifrig sammelte er Pilze in den Korb, ohne auf seine Umgebung zu achten. Da traf ihn plötzlich ein Sonnenstrahl wie ein Schlag, und wie benommen wankte der junge Mann aus dem Wald heraus und auf das Flussufer zu.

Da sah er sich um, staunend und verwirrt.

Auf die Knie sank er und sah in das klare Wasser des Flusslaufs, und schöpfte Wasser mit den Händen, um zu trinken. Und als das Nass sein Gesicht berührte, da schreckte er auf wie aus einem Traum - sein Blick schärfte sich und er erinnerte sich daran, wer er war. Sein Spiegelbild im Flüsschen zeigte einen hohlwangigen Menschen mit verfilztem Haar und tiefliegenden Augen. Seine Kleider hingen in Fetzen an ihm, schmutzig und schmierig, er war erbarmungswürdig mager und verströmte einen nicht eben angenehmen Geruch. Aber mit heißer Angst im Herzen bewältigte er den Weg zur Burg, und jeder mühsame Schritt war ein Fluch für die Hexen, denen er entkommen war.

Auf der Feste erkannte man den abgerissenen Vagabunden nicht. Erst als die Prinzessin mit hellem Aufschrei an das Tor gerannt kam und die Gestalt in die Arme nahm, gewahrten die Menschen, wer er war.

Vor Monaten war sein Pferd ohne seinen Reiter in den heimatlichen Stall gekommen. Man hatte einen Unfall befürchtet und den Prinzen überall gesucht, aber nie eine Spur von ihm gefunden. Seither hatte er als verschollen gegolten, nur die Prinzessin Ilse gab die Hoffnung nicht auf. Sie hatte all die Zeit treu auf ihn gewartet, da ihr Herz gespürt hatte, dass er noch am Leben war.

Als der Prinz sich völlig erholt hatte, wurde die Hochzeitsfeier ausgerichtet - ein Fest, zu dem viele Gäste aus nah und fern geladen waren. Alle waren glücklich an diesem Tag und in froher Festlaune. Vor allen gaben sich Ilse und ihr Prinz das Jawort, die glücklichen Eltern weinten, wie sich das gehört bei Hochzeiten, und die Köche gaben ihr Bestes.

Als der Ball begonnen hatte am frühen Abend, da verdüsterte sich der Himmel langsam, und dunkle Wolken zogen auf. Ein Sturm fegte vom Wald her auf das Schloss, und in die Herzen des Paares schlich sich Bangigkeit. Die beiden verließen den Ballsaal und begaben sich in böser Vorahnung auf den Mauergang.

In der Dunkelheit wetterleuchtete es und ein unheimliches Grollen rollte über die Burg. Da erhellte ein Blitz den Himmel, und einen Herzschlag lang war ein riesiges, teuflisch hässliches Gesicht in den Wolken zu sehen. Der Prinz schloss die Augen und umklammerte seine Frau, denn diese Fratze kannte er. Dann noch ein Blitz und das Bild einer Gestalt mit erhobener Faust über ihnen, ein Lachen, das lauter war als der Donner und ein irrer Schrei. Und die beiden Liebenden sahen einen mächtigen Blitz auf die Mauer zufahren. Dann war ein Krachen und Bersten als die Mauer fiel - dann nichts mehr.

In dieser Nacht stürzte die Burg unter den Blitzen und dem Unwetter den

Felsen hinab, mit allem was in ihr lebte. Die Rache der Hexen kannte kein Erbarmen. Und seit diesem Tag tragen das Flüsschen und der Fels den Namen de

Die Brandfichte

Eine Geschichte aus Brandenburg

Nicht weit von Freienwalde, an der Berliner Chaussee, ist eine Kiefer zu finden, vor der sich ein Gedenkstein befindet. Dieser weist den Baum als "Brandfichte" aus, über die ich folgende Geschichte hörte.

Im Jahre 1628 lebte in dem Ort Freienwalde eine Frau names Anna Liebenwaldt mit ihrem Manne. Beide waren unauffällige und hart arbeitende, aber geachtete Leute und in der Gemeinschaft wohl gelittene Bürger. Nach einiger Zeit geschah es, dass der Mann anfang zu kränkeln. Anna behandelte ihn mit allerlei Hausmitteln, die zu jener Zeit in Gebrauch waren - Kräuteraufgüsse und Wickel auf Brust und Leib, und ein Gebet dazu.

Der Zustand des Gatten verbesserte sich nicht dadurch, und die Liebenwaldtin wusste sich nicht mehr zu helfen und fragte die Gevatterinnen und Nachbarinnen um Rat.

Da gab es verschiedene gut gemeinte Rezepturen und wohl auch Diagnosen, aber was immer man versuchte, es blieb ohne Erfolg. Das schlechte Befinden des Mannes war ein Rätsel für seine Frau, und auch für die teilnehmende Nachbarschaft.

Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, und so tat Anna mit der Zeit mehr als ihren Teil der Arbeit und versuchte, das Auskommen zu sichern. Wenn sie um Holz im Wald unterwegs war, sammelte Anna dabei die Kräuter, die ihrem Mann wohltaten, wenn sie auch nicht heilen konnten. Aber für Linderung war sie schon dankbar.

An eine Heilung glaubte sie schon lange nicht mehr und fügte sich in den Willen Gottes. Denn dafür hielt sie ihr Ungemach und beklagte sich nicht. Es wurde ein gewohntes Bild für die Freienwalder, die Anna Liebenwaldt, die mit ihrer Holzlast und einem Kräuterbündel aus dem Wald kam des Abends. Der eine oder andere gutmütige Nachbar hatte wohl eine Zeit geholfen bei mancher schwereren Arbeit, aber mit der Zeit wandte man sich wieder den eigenen Angelegenheiten zu. Man wird der Not der anderen überdrüssig und verhärtet das Herz.

So ging es lange Zeit - Annas Mann wurde kränker und hilfloser, und Anna müder. Und sie ging gebeugter unter den Wäschewannen und Holzbündeln. Um diese Zeit herum fingen die Weiber an zu reden, über die Angelegenheiten der Liebenwaldts. Dass es nicht mit rechten Dingen zugehen könne mit dem Mann. Er habe wohl Schuld auf sich geladen und büße seine Sünden ab, denn Gott strafe unfehlbar - so meinten wohl

einige und nickten beifällig mit dem Kopf. Andere blickten scheel nach der müden Gestalt und machten Andeutungen über Kräuterkunst und sonderbare Dinge im Wald. Die Ehrlichen hörten weg bei solchem Gerede, die Gelangweilten und Hartherzigen gaben noch eins dazu.

Dann, nach langen Monaten des Siechtums, starb der Mann der Anna Liebenwaldt. Sie nahm es hin als unabänderlich - abgefunden mit diesem unausweichlichen Ende hatte sie sich lange schon.

Und als er unter der Erde war, da wurde das Geflüster zu lautem Gerede. Von langsamem Vergiften wurde da gesprochen, gar von Zauberei und Schadenzauber. Jeder hatte ja gewusst, dass da nicht alles war, wie es sein sollte mit dem kranken Liebenwaldt. Jeder wusste da etwas anderes zu erzählen, das ihm aufgefallen war. Wie so mancher, der im Wirtshaus auf der Bank bei einem Schoppen saß und sich mit jedem Humpen an mehr Einzelheiten erinnerte, die ihm aufgefallen waren. Dass die Milch sauer geworden war, nachdem die Hexe vorbeigegangen war. Und die Krankheit der Kühe, und das unnatürlich schlechte Wetter für die Jahreszeit. Es war die Zeit der Verbitterten, der Unglücklichen und der Missgünstigen. Jeder Mückenstich, jeder Unfall, jedes eigene Versagen war auf die Hexerei der Liebenwaldtin zurückzuführen.

So kam es, dass eines frühen Morgens grob an die Tür gehämmert und Anna ergriffen wurde. Stumm hörte sie die Anschuldigungen, stumm ließ sie sich fortführen in die Gefangenschaft, ohne Regung nahm sie die Beschimpfungen der Freienwalder hin.

Bei der Befragung leugnete Anna alles, was man ihr vorwarf. Nein, sie habe keine giftigen Kräuter gesammelt. Nein, sie habe keine Verbindung mit dem Teufel, sie wisse nichts vom Vieh der Bauern und vom Hagel. Aber das nützte nichts, hatte man sie doch gesehen, wie sie des Nachts um die Felder schritt und um die Ställe, um Böses herabzurufen. Man hatte sonderbare Geräusche aus dem Wald gehört, wenn Anna Holz sammelte, und man hatte sie in Gesellschaft von Raben und anderen Boten der Hölle gesehen. Und man wusste, dass sie ihren Mann vergiftet und behext hatte.

Das Urteil lautete auf "Verbrennen", was mit solchem Johlen und begeisterten Ausrufen begrüßt wurde, als wäre ein Volksfest verkündet.

Am Tag der Vollstreckung begleitete man die Exekution in solcher Stimmung, als wäre man auf dem Weg zur Kirmes. Einige wenige wandten sich ab von diesem Treiben und sprachen ein Gebet. Die allermeisten jedoch zogen zu dem Platz an der Landstraße, wo man den Scheiterhaufen errichtet hatte.

Die Liebenwaldtin war nur mehr ein Schatten ihrer selber, mit geschorenem Kopf und einem Überwurf aus Sackleinen konnte sie sich

mit Mühe auf dem Karren halten, der zur Richtstätte rumpelte. Trotz man dem wehren wollte, warfen die Gaffer und Gröhler mit allerlei Unrat und auch mit Steinen nach ihr, die mit geschlossenen Augen keine Regung erkennen ließ.

Erst als Anna auf dem Scheiterhaufen stand und der Priester ihr das Kreuz vorhielt, öffnete sie die Augen.

Und zum Schrecken der Anwesenden rief sie laut die Worte: "Ich bin unschuldig, und damit ihr seht, dass ich die Wahrheit spreche, soll hier aus der Asche ein Baum wachsen." Weiter sprach sie nichts, und man stieß die Fackel in den Holzstoß.

Aber es geschah, wie Anna Liebenwaldt gesagt hatte: wo der Scheiterhaufen gewesen war, wuchs mit der Zeit eine Fichte. Und als Zeichen der Reue legten Vorübergehende kleine Zweige nieder, was zu einem festen Brauch wurde in der Gegend.

Die Fichte ist längst abgestorben, aber an derselben Stelle ist immer wieder ein Baum gewachsen, als Mahnmal und zur Erinnerung.

So wird noch heute der Anna Liebenwaldt gedacht, die unschuldig als Hexe verbrannt wurde.

Das Gericht der Tiere

Eine Sage aus dem Allgäu

Vor langer Zeit gab es einen Metzger, einen rohen Gesellen, der seinen Beruf mit großer Leidenschaft ausübte, da er Freude am Töten hatte.

Damit nicht genug, fügte er den Tieren auch unnötig Schmerzen zu bei dem Geschäft, da ihm die Qualen anderer nichts galten, außer dem Vergnügen, das er daran hatte. Mit seinen Pferden sprang er so übel um, dass es die Menschen erbarmte und so mancher kopfschüttelnd die Nähe des Mannes mied. Sein Gespann trug Narben auf dem Rücken, sein Hund hinkte meist, da er die großzügig verteilten Tritte seines Herrn aushalten musste, wenn dieser schlechter Laune war oder einfach in übermütiger Stimmung.

Bedauernswert mager waren Hund wie Pferde, denn ihr Herr hielt es nicht für notwendig, ihnen mehr als das Allernötigste zukommen zu lassen. Was er sparte an ihnen, rechnete er um in fröhliche Zechereien im Wirtshaus. Da hielt er sich und seine Bewunderer so manchen Abend großzügig frei, mit Bier und mit derben Späßen.

Dass es nur eine Handvoll roher und übler Gesellen waren, die sich zu ihm an den Tisch setzten, kümmerte den Mann nicht. Die waren ein sehr dankbares Publikum und fanden so richtig Geschmack an den Geschichten aus dem Schlachthaus, die der Metzger gröhrend und schenkelklopfend erzählte. Der Hund, der zitternd unter dem Tische lag, bekam statt einer Schüssel Wasser so manchen Tritt, der der guten Laune der Runde entsprang.

Eines späten Abends, nach einer besonders wüsten Runde, verließ der Schinder leicht schwankend das Wirtshaus und bestieg sein Fuhrwerk. Das Gespann bekam einige aufmunternd gemeinte Schläge mit der Peitsche noch im Stand, dann zogen die müden und hungrigen Tiere mühsam an. Mit dem hinterdrein hinkenden Hund ging es nun langsam die Straße entlang am Waldrand, der Metzger saß schnarchend auf dem Sitz.

Die Tiere kannten ja den Weg zu ihrem zugigen und erbärmlichen Stall, und so ließ der Mann sich ruhig schaukeln, die Zügel lose in den Händen. Plötzlich erwachte er jäh von einem harten Ruck. Der Mann konnte sich gerade noch halten, bevor er vom Sitz herunterfiel, denn der Wagen bog nach links ab, wo ein Weg in den Wald führte. Noch vom Schlaf benommen, versuchte er die Pferde auf die Landstraße zurück zu lenken, und nahm auch sogleich die Peitsche zu Hilfe - aber das Gespann reagierte nicht. Da half kein Fluchen und kein Schlag - es war, als wäre er gar nicht vorhanden auf dem Wagen.

Nach dem Stand des Mondes mochte es etwa Mitternacht sein, die Welt um ihn herum war in fahles Licht getaucht, aber das Fuhrwerk rumpelte unaufhaltsam in den stockfinsternen Wald. Zum Abspringen konnte sich der Mann nicht entschließen in der ihn umgebenden Finsternis, und so blieb er sitzen und schlug mit der Peitsche drein, Flüche brüllend was das Zeug hielt.

Das Fuhrwerk wurde nun schneller, und er hatte Mühe, sich auf dem Wagen zu halten, da es über Wurzeln und Steine ging. Die Zügel hatte er fahren lassen mittlerweile, und hielt sich dann mit beiden Händen am Sitze fest, als er bemerkte, dass es vor ihm heller wurde. Der Wagen hielt auf das Licht zu, erreichte eine Waldlichtung und blieb dann abrupt stehen, so dass der Mann kopfüber vom Sitz fiel und auf dem Waldboden landete.

Als er sich aufrappelte, fand er sich von einem sonderbaren Leuchten umgeben, dessen Quelle er nicht ausmachen konnte. Ihm war, als bewegten sich Gestalten in diesem diffusen und verwirrenden Licht. Er kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können und schaute sich um. Da fuhr er mit einem grauenvollen Schrei zurück und wollte von der Lichtung flüchten, aber hinter ihm versperrte ihm das Pferdegespann mit dem Fuhrwerk den Weg - und vor diesem stand zähnebleckend und grollend sein Hund.

Und obwohl er doch dieses Tier an jedem Tag seines Lebens getreten und geschlagen hatte, wagte er jetzt nicht einen Schritt. So furchterregend erschien ihm jetzt das Tier. Da schluchzte er auf und drehte sich herum, wie von fremdem Willen bezwungen, und starrte auf die Lichtung.

Da waren Tiere, viele Tiere - Schweine, Kälber und Pferde, Hunde und Katzen. Aber die hatten tiefe Wunden, durchschnittene Kehlen oder fehlende Augen und verdrehte Glieder. Und kamen näher und näher, bildeten einen Kreis. Die Augen aufgerissen wie ein Irrer drehte sich der Metzger langsam im Kreis. Es wurden mehr und mehr, grausam verstümmelte Kreaturen, die ihn ansahen, wenn sie Augen hatten oder ihre leeren Augenhöhlen auf ihn richteten.

Stetig rann Blut aus ihren Wunden auf das Moos, ein nie endender Strom. Er wollte die Hände vor sein Gesicht reißen, um sie nicht mehr sehen zu müssen, seine Opfer. Denn die waren gekommen, sie waren es alle. Jedes geschundene Pferd, jedes zu Tod gequälte Schwein, jeder erschlagene Hund. Aber seine Glieder gehorchten ihm nicht mehr - er stand unter einem Bann, war wie gelähmt. Nicht einmal die Augen konnte er schließen.

In seinem Kopf waren Schreie und Winseln, da hallte die Todesangst der Kreaturen - und ihre Angst war auf einmal seine Angst. Es schüttelte ihn

wie in einem Krampf, kaum konnte er Atem holen. Wie von einer unsichtbaren Hand wurde auf einmal sein Kinn auf die Brust gedrückt, sein Blick fiel auf den Boden. Und vor ihm im Moos war ein Fiepen, da lagen junge Kätzchen. Ganz nass und mit noch geschlossenen Augen bei der Mutterkatze - diese lag in seltsamem Winkel um ihre ertränkten Kinder geschmiegt. Das Rückgrat hatte er ihr gebrochen, als sie ihren Wurf verteidigte.

Da löste sich der Bann, der Mann sank in die Knie. "Ihr? ihr? bitte? vergebt? vergebt doch." Das Flüstern war kaum vernehmbar, doch es wurde gehört.

Als man ihn fand, war er mehr tot als lebendig. Drei Tage hatte er im Wald gelegen, übel zugerichtet von Insekten und anderem kleinen Getier und fast verdurstet. Es dauerte viele Wochen, bis der Mann genesen war und sich wieder sehen ließ.

Sein altes Leben nahm er nicht wieder auf, er wandte sich der Landwirtschaft zu. Sonntags sah man ihn zur heiligen Messe fahren auf seinem Fuhrwerk, das von einem gut genährten und glänzenden Pferdegespann gezogen wurde. Neben ihm auf dem Wagen saß für gewöhnlich sein fröhlich hechelnder und etwas molliger Hund.

Das Wirtshaus betrat er nicht wieder, nur sah man ihn hin und wieder an der Bank vor der Pforte stehen, wo er die alte gestreifte Katze streichelte.

Die Tempelritter zu Roth

Schauplatz: Burg Roth in der Eifel

Vor langer Zeit lebten auf der Burg Roth in der Eifel die Tempelritter. Die stolzen und hochfahrenden Herren waren eine wahre Plage für das Land und die Menschen. Sie führten sich auf, als hätten sie neben sich keinen Starken und über sich keinen Gott zu fürchten, und nahmen, was immer sie brauchten oder wollten.

Den Bauern führten sie das Vieh von der Weide fort, und von den reisenden Kaufleuten erhoben sie hohen Wegezoll. Dieser wurde gerne gewährt, denn ein Schwert an der Kehle macht es leicht, sich von der Geldkatze zu trennen. Sogar vor Menschenraub machten sie nicht halt und entführten die Kinder der Armen und brachten sie auf ihre Burg.

Als der Heilige Vater in Rom sie für vogelfrei erklärte ob ihrer Untaten, verließen sie das Land nicht etwa, sondern verschanzten sich in der Feste wie die Füchse im Bau. Und obwohl der Graf von Vianden die Burg belagerte, um die Templer auszuhungern, hörten die Raubzüge nicht auf.

Sie erschienen aus heiterem Himmel, schlugen in kleinen Gruppen zu wie Adler, die auf ihre Opfer niederstoßen, und waren gleich darauf wieder verschwunden. Niemand konnte sich erklären, wie die Übeltäter durch den Belagerungsring schlüpfen, und unbemerkt aus der Burg heraus und wieder hinein gelangen konnten.

An einem Sonntagmorgen geschah es, dass ein armer Tagelöhner mit seiner kleinen Tochter im Wald nahe der Burg Holz sammelte. Das Kind hüpfte bald hierhin, bald dorthin, und brachte kleine Äste herbei, um auch sein Teil Arbeit zu tun, und entfernte sich so ein Stück von seinem Vater. Dieser hielt nach einiger Zeit inne, um nach dem Mädchen zu sehen, und als er um sich sah und rufen wollte, hörte er einen verzweifelten Schrei, der jäh abbrach, so als wäre er erstickt worden.

Der Mann rannte in die Richtung, von der das Geräusch gekommen war - er glaubte nichts anderes, als dass das Kind wohl unvorsichtig gewesen und den Hang hinabgestürzt sei. Aber als er weiter in die Richtung lief, aus der des Kindes Hilferuf gekommen war, hörte er leise Stimmen und dumpfes Getrappel.

Da fuhr dem Vater eine heiße Angst in die Kehle, und er hetzte geduckt weiter, selber nun jedes Geräusch vermeidend, so gut er konnte. Ihm kam zupass, dass er den Wald so gut kannte wie seine ärmliche Kate und nicht erst seinen Weg suchen musste. Er huschte einen steilen Pfad entlang, der von hohen Bäumen und von dichten Unterholz gesäumt, ihn verbarg vor

aller Augen. Das gedämpfte Geräusch von Hufen kam jetzt unterhalb von ihm, es folgte einem breiteren Weg, der unterhalb des Pfades in die gleiche Richtung führte.

Plötzliche Stille verriet dem Mann, dass wer auch immer da ritt, wohl einen Halt machte. Der Vater schob sich nun behutsam an das Unterholz heran, um einen Blick auf den darunter liegenden Weg werfen zu können, ohne gesehen zu werden. Als er durch das Gehölz spähte, sah er seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt - vier Reiter in Kettenhemden und Helmen, in voller Bewaffnung und mit dem Templerkreuz auf Mantel und Schild. Der vorderste hatte das Mädchen mit gebundenen Händen und Füßen hinter sich über dem Pferderücken liegen, festgezurrt und mit einem Knebel im Mund.

Das Kind war bei Bewusstsein, die Augen hatte es weit aufgerissen, aber es machte keine Bewegung. Jetzt bemerkte der Tagelöhner, dass die Hufe der Pferde mit Lappen umwickelt waren. Deshalb war kein Hufschlag zu hören gewesen, nur dieses dumpfe Trappeln, das leicht unbemerkt blieb. Die Templer wechselten leise einige Worte miteinander und setzten dann ihren Ritt fort. Nach einiger Zeit wurde der Weg etwas steiler und das verfilzte Unterholz dichter.

Wiederum hielten die Reiter an, und wiederum schob sich der Mann an die Pfadkante heran, um zu sehen, was geschah, in heftiger Angst um sein Kind.

Der untere Weg war zu Ende, vor den Rittern erhob sich der bewaldete Berg und Gebüsch, es gab kein Vorwärtskommen mehr. Noch während der Beobachter sich fragte, was die Männer da in dieser Sackgasse wollten, stieg der vorderste vom Pferd und schob zum Erstaunen des Mannes einen hohen Busch zur Seite. Dahinter wurde ein Höhleneingang sichtbar, hoch genug für einen Menschen zu Pferd.

"Das also ist des Rätsels Lösung", schoss es dem Tagelöhner durch den Kopf, als seine Füße auf der steilen Kante den Halt verloren und er nach einem Ast griff, um sich zu halten. Im gleichen Moment ruckten die Köpfe der Tempelritter hoch und er war entdeckt.

Tödliche Stille war da... der Mann richtete sich zu voller Größe auf und zeigte sich vollends. Er sah auf das gebundene Mädchen, die Templer taten dasselbe.

Lange Augenblicke vergingen. Der Reiter, der abgestiegen war und das Kind auf dem Pferd hatte, war wohl der Anführer der Gruppe. Er trat an den steilen Hang heran, seine Augen maßen die Entfernung ab und erkannten die Unmöglichkeit, an den Beobachter heranzukommen.

Die Reiter führten keine Bögen mit sich - es wäre auch nicht die Zeit

gewesen, anzulegen. Man hatte keine Möglichkeit, um den Mann daran zu hindern, seine Entdeckung den Belagerern mitzuteilen.

Da griff der Templer nach dem Mädchen und hob es vom Pferd, zog seinen Dolch und hielt ihn an die Kehle des Kindes. "Schwör mir beim Leben dieses Kindes und bei dem Gott, an den Du glaubst, dass Du keiner Seele, keinem Menschen etwas erzählen wirst von dem, was du hier gesehen hast. Schwöre es bei Deiner Seele und ich lass das Balg am Leben und unsere Wege trennen sich hier."

Die Blicke der beiden Männer versenkten sich ineinander, stumm und ohne dass jemand eine Bewegung machte. Der Vater erkannte, dass die Gegebenheiten zu seinen Gunsten standen und nach einiger Zeit sagte er mit fester Stimme: "Ich schwöre es beim Leben meines Kindes und bei Gott, ich werde es keinem Menschen sagen."

Da zerschnitt der Tempelritter mit dem Dolch die Lederfesseln, die das Kind banden, und ließ es dann grob auf die Erde fallen.

Dann, nach einem langen und kalten Blick, wandte er sich ab und ging zu seinen Begleitern, die nun alle abstiegen und ihre Pferde zum Eingang der Höhle führten. Als alle den Eingang betreten hatten, wurde von innen der Busch wieder vorgezogen und es war, als wäre nie jemand hier gewesen.

Mit zitternden Gliedern rutschte der Vater den steilen Hang hinunter, auf dem Rücken schlitternd und von Wurzeln und Ästen übel zugerichtet. Auf dem unteren Weg angekommen, nahm er das wimmernde Kind in seine Arme und wiegte es, glücklich darüber, dass es unverletzt war außer einigen geringen Blessuren.

In den folgenden Tagen drückte die Angst den Mann ebenso wie sein Gewissen. Er fürchtete, dass die Templer ihn finden und mundtot machen würden, und er sah sich außerstande, dem Spuk ein Ende zu machen und die Menschen zu schützen. Er war der Einzige, der das Geheimnis kannte, dass die Ritter in die Lage versetzte, nach Belieben die Burg zu verlassen und wieder zu betreten. Aber er hatte es geschworen und er fühlte sich durch den Eid gebunden, mochte der auch erzwungen worden sein.

Als aber am heiligen Sonntag das Glöcklein zur Messe rief, da schritt er über den Platz vor der Kirche, wo alle Bewohner des Dorfes versammelt waren, und kniete sich vor einen dort liegenden Felsbrocken. Die Leute wurden aufmerksam und beobachteten den Mann, neugierig und abwartend.

In die erwartungsvolle Stille hinein sagte der Tagelöhner nun mit lauter Stimme: "Dir, Stein, sage ich nun, dass die Templer einen Tunnel benutzen, dessen Eingang oben am Eichenwald am Ende des toten Pfades hinter einem Gesträuch liegt."

Schneller wie die Vögel fliegen können, verbreiteten sich nun diese Worte und kamen dem Grafen von Vianden zu Ohren. Dessen Soldaten brauchten nicht lange, um den Tunnel zu finden und schließlich die Festung einzunehmen.

Die Templer, so sie am Leben blieben, wurden vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. So wurde der Drangsal ein Ende gemacht und die Menschen konnten wieder in Frieden leben.

Die Sage vom Untergang Rungholts

Untergang der sagenhaften Nordsee-Insel

Vor einigen hundert Jahren lag an der Nordsee die Stadt Rungholt, die für ihren Wohlstand berühmt war und wohl auch beneidet wurde. Den Bürgern der Stadt fehlte es an nichts - man ging gut gekleidet, hatte das Notwendige und mehr als genug darüber hinaus. Die Wege waren gepflastert und die Wirtshäuser gut besucht, was man von der Kirche nicht behaupten konnte. Obwohl das Gotteshaus schmuck und gepflegt seinen Turm gegen den Himmel reckte, blieb es am heiligen Sonntag bis auf einige wenige Menschen leer.

Da es den Menschen in Rungholt an nichts mangelte, glaubten sie keine Veranlassung zum Gebet zu haben? sei es nun Bitte oder Dank. In ihrer Hoffart dachten die Einwohner, ohne die Gnade und Hilfe Gottes auskommen zu können, nicht einmal für rechte Deiche war gesorgt. Es war, als glaubten die Rungholter, dass selbst die Nordsee den Reichtum Rungholts zu respektieren habe, und der Sturm von der See her an der Stadtgrenze umkehren würde.

Just zu dieser Zeit wurde ein neuer Pfarrer in die Gemeinde geschickt, ein junger und schüchterner Mensch, der in Rungholt seine erste Stelle antreten sollte. Am Vormittag war er kurz vor dem Stadttor von dem Ochsenkarren gestiegen, mit dem er das letzte Stück Weg gefahren war, und frohen Mutes schritt er durch den Torweg. Sehr erstaunt war der junge Priester über den Anblick, der sich bot. Es war gerade Markttag, und eine solch erstaunliche Fülle von Waren hatte er noch nie gesehen. Auch nicht solch gut gewandetes Volk, das sich langsamen Schrittes zwischen den Marktständen erging.

Zwischenzeitlich waren einige der Vorübergehenden auf den Mann in der Priestertracht aufmerksam geworden und stießen sich grinsend gegenseitig an. Einige junge Mädchen in der Gesellschaft herausgeputzter Burschen kicherten vernehmlich über den Anblick des jungen Geistlichen. Einige wohlbeleibte Bürger ließen einen flinken Blick über ihn weggleiten und wandten sich sofort gelangweilt wieder ab. Einzig zwei keck auftretende Kerls, mit Federn am Hut, und leicht schwankend, riefen ihm ein "Gott zum Gruße" zu, worüber sie dermaßen ins Lachen kamen, dass sie sich gegenseitig stützen mussten.

Dem Priester wurde unbehaglich zumute, und er ging gesenkten Kopfes rasch zur Kirche hinüber, die er auf der anderen Seite des Marktplatzes

gewahrt hatte, und die ihm als Hort des Schutzes erschien bei all den Seltsamkeiten. Die Türe ließ sich sofort öffnen, und erleichtert trat er aus dem grellen Tageslicht in das gedämpfte Licht des Gotteshauses.

Hier drinnen war es kühl und ruhig, und er schritt vorwärts zum Altar, wo er das Knie und das Haupt beugte, Gott dankend für die gewährte Zuflucht. Ein leichtes Hüsteln ließ ihn den Blick heben. Vor ihm standen drei Frauen, eine ältere und zwei recht junge, die sich grüßend verneigten. "Seid willkommen, Hochwürden", begrüßte ihn die Älteste der Dreien. "Wollt Ihr uns Euren Segen geben, wir haben lange ohne geistlichen Beistand verbringen müssen."

Es stellte sich heraus, dass die drei Frauen diejenigen waren, die die Kirche rein hielten und auch für Festtage schmückten, wofür sie verlacht und verspottet wurden. Sie erzählten dem Priester von der Gottlosigkeit in Rungholt, und wie sie gewartet hatten, als der alte Priester vor längerer Zeit gestorben war, wohl am reichlich genossenen Branntwein. Die Messe hatte er nicht mehr gelesen, er hielt seine Andachten, die eher dem Weingeist als dem Heiligen Geist galten, lieber im "Blauen Wal" ab, wo er auch eine weitaus größere Gemeinde gehabt hatte.

Der Priester dankte den treuen Seelen für ihre Treue und lobte ihren starken Glauben, der sie hatte ausharren lassen. Das angebotene Mahl lehnte er ab fürs Erste, er wollte später sein Zimmer aufsuchen. Allein gelassen kniete der Mann nieder und betete um Schutz und Beistand ebenso wie um Stärke

Wohl war er ein wenig eingenickt, denn um ihn herum war es fast dunkel geworden. Mittlerweile hungerte es ihn ein wenig und er stand mit steifen Gliedern auf, um nach den Frauen zu sehen. Da ging die Kirchentüre auf und zwei Männer kamen auf ihn zu. Mit Erstaunen sah er, dass es sich um die beiden Tunichtgute vom Mittag handelte, jene die über ihn gelacht hatten.

Nichtsdestotrotz fragte er ruhig, was er für sie tun könne. "Es geht um einen Sterbenden, Pfa? äh Hochwürden", lallte der eine. "Ihr müsst sofort kommen, eh es zu spät ist." Der andere Kerl nickte zu diesen Worten, wobei er verdächtig ins Schwanken geriet. "Jaja? mitkommen", nuschelte er und griff ohne viel Federlesens nach des Priesters Arm. Das tat auch der andere, der nach der schwarzen Tasche des Geistlichen griff.

"Habt Ihr da wohl, was Ihr braucht zu Eurem Geschäft?" Ohne eine Antwort abzuwarten, zerrten die beiden den völlig überrumpelten jungen Mann mit sich fort und zur Kirchentüre hinaus. Über den Marktplatz ging es dann und in eine Gasse hinein. Da brannten die Lichter eines Wirtshauses und als seine "Eskorte" darauf zuhielt, tröstete sich der Priester mit dem

Gedanken, dass auch in solchen Häusern wohl Menschen starben. Und den letzten Segen konnte er einem Menschen nicht verweigern, wo immer er sich auch befinden möge.

Tatsächlich zog man ihn in die überfüllte Wirtsstube und weiter zu einer Stiege. Nebelhaft hörte der so grob Geführte höhnisches Gelächter und Händeklatschen, als man ihn hinauf und in eine Kammer hinein stieß. Da endlich wurde er losgelassen, und er schaute sich um. Es war ein dunkler und nicht eben sauberer Raum ohne Fenster, nur von einem Talglicht erhellt, das in einiger Entfernung vom Bett stand. Auf dem regte sich jemand - fürchterliches Röcheln war zu hören.

Da nahm der Priester seine Tasche an sich und holte das Nötige heraus, denn schließlich war da einer in Todesnot und Gottes Hilfe wurde gebraucht. Der beiden Kumpane achtete er nicht mehr, er richtete seinen Sinn ausschließlich auf die Gestalt unter den Decken, die sich unruhig wand und rasselnde Atemzüge tat. Der Sterbende war wohl des Sprechens nicht mehr mächtig, und so spendete der Priester das Sakrament und sprach die nötigen Worte im Herrn.

Als er sich erhob, um den Leidenden zu salben, berührte er die aufgetürmten Kissen der Lagerstatt, die dadurch herunterfielen. Plötzlich bäumte sich die Gestalt im Bett auf, mit wütendem Gurren und Gurgeln. Der Priester fuhr zurück und sah mit weit aufgerissenen Augen, wie alle Decken zu Boden fielen und sich eine riesige Sau zappelnd zur Seite drehte. Das Viech sprang von Bett und steuerte auf die Tür zu, um zu flüchten.

Totenbleich fuhr der Gottesmann herum und wurde gewahr, dass sich hinter ihm in der Kammer und vor der offenen Tür Dutzende von Gaffern drängten. Die völlig aus der Fassung geratene Sau rempelte und stieß mit lautem Quiaken das Gesindel beiseite und gab Fersengeld. Inmitten von tosendem Gebrüll und Gelächter gelang es dem jungen Priester unter Knüffen und Pfiffen das Haus zu verlassen. Auf der dunklen Gasse angekommen, sank er in die Knie, er rang die Hände und rief in die Nacht hinaus: "Herr, strafe die, die Deinen Namen schänden und Deiner spotten."

Als er diesen verzweifelten Ausruf getan hatte, war plötzlich um ihn herum Stille. Selbst die gröhlende Meute, die hinter ihm ins Freie getreten war, schwieg still. Mit einem Schlag wurde die Luft schwer, drückte bleiern auf die Lunge. Ein schneidender Luftzug stob vom Meer her in die Stadt, wurde stärker und teilte die Wolken. Ein salziger und modriger Geruch verbreitete sich und ein fahles Leuchten kam auf, das sich über den Himmel zog.

Wiederum fühlte sich der Mann gepackt? aber diesmal sanfter und von der älteren Frau. "Schnell, kommt? solange es noch geht." Mit diesen Worten zog sie ihn mit sich. In ihrer Gesellschaft befanden sich die beiden jungen Mädchen, die jede einen Korb trugen und Decken. Er wurde zum Strand geführt und in ein Boot gedrängt von seinen Begleiterinnen, die die Ruder ergriffen und kräftig ausholten. Nicht lange, und der Kiel ru

Die Legende von der Kinderlore

Das Volksfest "Kinderzeche" in Dinkelsbühl ist neben dem tatsächlichen historischen Hintergrund auch mit einer Sage eng verknüpft.

"Wie könnt Ihr das verlangen, Bürgermeister, wisst Ihr denn nicht, wie die Schweden mit eingenommenen Städten verfahren?" "Ihr kennt Eure Glaubensgenossen ja recht gut, Braumeister." Diese sehr laut gegebene Antwort ging in wütendem Geschrei unter, und man konnte in dem darauf folgenden Getöse nichts mehr verstehen.

Lore zog die Schultern hoch und verzog das Gesicht. Das Mädchen kauerte in einer Fensternische vor der schweren Eichentür des Turmsaales. Hier kamen fast jeden Tag die angesehenen Bürger der Stadt zusammen, um zu beraten. Oder besser gesagt: um zu streiten. Ihr Vater, der Turmwächter, hatte ihr nicht sagen wollen, worum es da ging. Eine Backpfeife hatte es gegeben und die barsche Aufforderung, der Mutter zu helfen.

Aber in der Küche waren alle nur am Weinen und Händeringen, jeder hatte nur Angst vor den Schweden, die jetzt im Jahre 1632 die Stadt belagerten. "Sie werfen die Kinder die Stadtmauer hinab, Gott helf uns", wimmerte die Mutter. Die alte Line, die beim Waschen half, steuerte noch schrecklichere Einzelheiten bei - die Männer würden zusammengetrieben und geköpft. Und die Frauen... an dieser Stelle bekreuzigten sich alle und heulten erst recht. Zuweilen fuhr der Vater dazwischen, um für Ruhe zu sorgen. Bei all dem Durcheinander konnte Lore oft entweichen, ohne dass es groß auffiel. Bei den immer karger werdenden Mahlzeiten herrschte eine düstere Stimmung, man sprach kaum und versuchte satt zu werden. Das allerdings gelang in Dinkelsbühl schon lange keinem mehr, alles Essbare war rationiert. Die Schweden hatten die Stadt völlig abgeschnitten.

Da niemand dem Mädchen etwas sagen wollte, hatte sie sich angewöhnt, an der Türe des Sitzungssaales zu lauschen. Sie verstand nicht genau, worum es ging, aber es hatte etwas mit "katholisch" und "lutherisch" zu tun. Den Unterschied kannte sie nicht genau, ihre Familie gehörte zu den Katholischen. Von denen gab es weniger in der Stadt als von den anderen, aber trotzdem hatten sie das Sagen. Wohl weil der Bürgermeister und die Würdenträger dazu gehörten.

Es hatte etwas mit der Jungfrau Maria zu tun, ihr Freund Jan war ein Lutherischer und kannte die Gottesmutter gar nicht richtig. Vielleicht war das so, weil seine Mutter starb, als er noch ganz klein war. Lore wusste es

nicht, aber Jan war ihr Freund und das sollte so bleiben. Auch wenn der Vater es nicht so gerne sah. Aber die meisten ihrer Spielkameraden waren nun einmal nicht katholisch, daran konnte man nichts ändern und Lore war das auch gleichgültig.

Jetzt wurde es wieder ruhiger im Saal hinter der schweren Tür, und das Mädchen spitzte die Ohren. "Der schwedische Obrist wird die Stadt so oder so schleifen lassen, ob wir die Tore öffnen oder nicht." Das war wieder der Bürgermeister. "Ja, weil ihr in eurem vernagelten Schädel zu lange gewartet habt! Wenn wir uns gleich ergeben hätten, wären wir vielleicht glimpflich davon gekommen." Diese Stimme gehörte dem Kaufmann Gottholt. "Können wir nicht noch einmal versuchen, zu verhandeln?"

"Der Obrist empfängt keine Unterhändler mehr, das wisst ihr alle genau. Seit sein kleiner Sohn gestorben ist, spricht er nicht mehr und erteilt nur noch Befehle, heißt es. Er wird, da der Himmel ihm nicht gnädig war, wohl auch kein Erbarmen zeigen können." Der das sagte, war der Priester. Auf dessen Worte folgte Schweigen und man begann mit dem Stühlerücken. Das war das Zeichen, um zu verschwinden - und Lore verlor keine Zeit. Hurtig die Treppe hinunter und durch den Gang in die Küche, und von da aus in den Hof. Am Tor schnell umgesehen und hinaus auf die Gasse. Da prallte Lore mit einem Jungen ihres Alters zusammen, Jan. Der zog sie schnell in eine Toreinfahrt und fragte "Hast du etwas gehört?" Da erzählte sie, so gut sie konnte, was geschehen und gesprochen worden war.

"Meinst du wirklich, die werden alle umbringen? Die Eltern und uns, und unsere Freunde und alle Kinder überhaupt?" fragte Jan mit leiser Stimme. "Ich weiß es nicht, Jan", flüsterte Lore. Vor ihrem geistigen Auge erschienen ihr die Bilder der Kinder, die sie kannte... die kleine Bärbe und Hennes, Nele und Mertel und sogar der lange Boos, der ihr immer das Kopftuch herunterzog, um sie zu ärgern. Und da wurde ihr auf einmal ganz schrecklich zumute, so als würde es kalt und eisig ums Herz.

"Mein Vater sagt, morgen oder übermorgen werden die Schweden auf die Stadt marschieren - endgültig.? Jans Vater gehörte zu den Stadtwachen und kannte sich da aus. Das sagte jedenfalls Jan. Die beiden Kinder standen mit hängenden Köpfen an die Mauer gelehnt und schwiegen eine zeitlang. Plötzlich hob Lore den Kopf. "Jan, wusstest Du, dass der Anführer der Schweden auch einen Jungen hatte, so wie dich vielleicht? Und der ist gestorben." Jan hörte zu und sagte dann nach einer Weile: "Das hab ich nicht gewusst, aber was soll das schon heißen?"

Lore sah an ihm vorbei auf irgendeinen Punkt der Mauer. Dann plötzlich nahm sie ihn an der Schulter, zog ihn nahe an sich heran und flüsterte lange in sein Ohr. Der Junge befreite sich aus Lores Griff, trat einen Schritt

zurück und schaute dem Mädchen in die Augen. Er war sehr blass geworden, aber nach einem langen Augenblick nickte er. "Das kann ich schaffen, vielleicht nicht alle, aber die meisten schon." Kurz darauf trennten sich die Kinder, und Lore nahm die Beine in die Hand, um nach Hause zu kommen.

Sie erwartete einige kräftige Kopfnüsse von wegen "Auskneifen", aber daheim war alles in Aufruhr und man beachtete sie nicht, hatte wohl gar nicht bemerkt, dass sie weg gewesen war. Der Vater war so aufgeregt, dass er unverhohlen sprach: "Frau, wir sind alle in Gottes Hand. Und wenn morgen oder übermorgen die Schweden kommen, müssen wir uns wohl darein fügen."

Tage später ertönte das Horn der Stadtwache, und die Nachricht verbreitete sich, dass die Schweden auf die Stadt rückten und wohl in zwei Stunden vor den Toren ständen. Die Bürger sollen ihre Türen verriegeln und die Häuser nicht verlassen, bis man anderweitige Befehle hätte.

Da hörte man hier und da schrille Pfiffe, da flogen Steinchen an Fensterläden, es gab ein Huschen und Laufen in dem Gewühl. Und eine Schar von kleinen Gestalten verschwand im Turm und im Keller, ein Gitter wurde hochgezogen - und wie eine Armee von Zwergen verschwand sie in einem niedrigen Gang.

Und plötzlich erschienen wie aus dem Nichts außerhalb der Mauer Kinder, sie kamen aus dem Gang, der in einem Dickicht in dem kleinem Wäldchen vor der Stadt mündete. Eins nach dem anderen kroch durch die Büsche, bis es wohl hundert waren oder mehr. Kopfschüttelnd meinte Jan: "Und von dem Gang hast du mir nie etwas verraten." Dann nahm er Lore's Hand und ging mit ihr voran, schweigend folgten die anderen Kinder. Sie gingen langsam, einige sangen auch, und die Größeren trugen kleinere. Nicht lange und sie hörten Trommelschläge, sahen die anrückenden schwedischen Belagerer. Vornweg ein Reiter, der sein Pferd im Schritt gehen ließ, als habe er alle Zeit der Welt. "Dieser muss es sein", flüsterte Lore, und sie gingen unbeirrt auf ihn zu.

Der Obrist hob die Hand, ein Befehl wurde gebrüllt und der Haufen kam zum Stehen. Lore drehte sich um und bedeutete den Kindern hinter ihr und Jan ebenfalls, stehenzubleiben. Dann gingen die beiden noch einige Schritte weiter und blieben dann stehen, die Hände haltend mit verflochtenen Fingern.

Der Befehlshaber war inzwischen herangekommen und hatte sein Pferd zum Stehen gebracht. Er beugte sich im Sattel vor und betrachtete die Szene vor ihm. Er konnte sich wohl keinen Reim darauf machen und

konzentrierte sich auf das Pärchen. Lore hob den Kopf und sah dem Obristen in die Augen. Der Mann hatte harte Züge und ernste Augen, die von ganz hellem Blau waren und sehr eindringlich blickten. Tiefe Falten hatte dieses Gesicht, aber böse sah es nicht aus.

Sie hielt dem Blick lange s

Der Teufelsweg vom Falkenstein

Ein grosses Tiefbauprojekt nahe der Main-Metropole

Einer alten Überlieferung nach lag nicht weit von Frankfurt am Main die Ruine einer Burg Falkenstein auf schroffem und fast unzugänglichem Fels, ehemals nur mühsam über Felsbrocken und Grate zu erreichen. Wie es zustande kam, dass dann plötzlich ein Weg zur Feste führte, erzählt die folgende Legende.

An einem Frühjahrstag vor einigen hundert Jahren stieg ein junger Edelmann, Kuno von Sayn, nur in der Begleitung zweier Knappen, den steilen und felsigen Stieg zur Burg Falkenstein hinauf. Für Pferde war der Fels nicht gangbar, kaum für Menschen. Trotzdem kam den Ritter der Aufstieg nicht schwer an, wollte er doch heute beim Burgherren um die Hand der Tochter anhalten, der er in inniger Liebe zugetan war.

Das schöne Mädchen liebte ihn nicht weniger, das hatte sie ihm in den kurzen, aber köstlichen Momenten der Zweisamkeit bei allerlei Festen und Zusammenkünften der Edlen versichern können. So war Kuno guten Mutes und kam recht gut voran auf dem von Felszacken übersäten Berg, und hielt nur zuweilen an, um auf die beiden Edelknaben zu warten, die sich schwerer taten mit dem Aufstieg als er.

Endlich war das äussere Tor erreicht, und die Wachen gaben das Geleit in den Saal des mächtigen Falkensteiners. Der Burgherr war ein Mann von grossem Einfluss und der Spross eines mächtigen Geschlechts, und als hochfahrend und nicht eben geduldig bekannt. Er hatte mit seiner schönen Tochter ein wertvolles Pfand, das ihm bei richtigem Einsatz noch mehr Einfluss sichern würde, wenn es ihm gelänge, die allerbeste Heirat zu arrangieren. Zwar war Kuno von Sayn kein geringer Mann und gewiss nicht arm zu nennen, aber die, die auf der Höhe stehen, wollen immer noch höher hinauf.

So empfing ihn der alte Falkensteiner recht kühl, begrüßte den Ritter nur mit einem lässigen Kopfnicken, derweil er in einem Lehnstuhl an einem Becher Wein nippte. Kuno wurde es etwas unbehaglich, zum erstenmal kam ihm der Gedanke, dass es mit seinen Plänen doch nicht so gut stand, wie er geglaubt hatte.

"Ihr wollt also um die Hand meiner Tochter anhalten", riss ihn die Stimme des Grafen aus seinen Betrachtungen. Der Alte musterte mit kaltem Lächeln den jungen Freier, der sich zustimmend verneigte. Dann erhob er sich aus dem Lehnstuhl und ging langsamen Schrittes zum Fenster. Dort blieb er vor den geöffneten Läden stehen und winkte Kuno mit herrischer Gebärde heran. "Wenn Ihr meine Tochter liebt, werdet Ihr dann wohl eine

Aufgabe scheuen, die ich Euch stellen werde?"

Abwartend und mit hartem Blick fixierte der von Falkenstein den Ritter. "Fordert was Ihr wollt, ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, denn ohne meine Liebe ist mein Leben sinnlos." Das waren tapfere und gleichzeitig närrische Worte, aber mit der aus dem Herzen kommenden tiefen Wahrheit gesprochen, die nur Liebenden zu Eigen ist. Doch der Burgherr lachte nur kurz und hart auf, fasste den jungen Mann an der Schulter und zeigte auf die Felsen hinab.

"Dort macht mir einen Weg zu meiner Burg, der für Mann und Ross zu gehen ist, und macht ihn mir in einer einzigen Nacht Eurer Wahl. Gelingt Euch das, dann gebe ich Euch die Hand meiner Tochter. Scheitert Ihr, werdet Ihr nicht einmal mehr ihren Schatten streifen. Nun macht Euch fort, junger Narr und packt Euer Werk baldigst an." Dann stieß er Kuno fort und begann unbändig zu lachen. Der Ritter stolperte aus dem Saal, das höhnische Gelächter in den Ohren, wusste er kaum, wie er aus der Burg und mit seinen besorgten Knappen den Berg hinunter kam.

In den folgenden Wochen wurde Kuno wie von einem Fieber ergriffen, er befand sich auf der Grenzlinie von Leben und Tod. Um die Felsen zu beseitigen und einen Weg zu ebnen, hätte es tausend Arbeiter gebraucht und gewiss ein ganzes Jahr oder gar mehr. Es war völlig unmöglich, dem Wunsch des Burgherrn zu entsprechen. Es war ihm aber ebenso wenig möglich, ohne seine Geliebte weiterzuleben.

Nur von diesen Gedanken besessen, wagte er eines Abends allein den Aufstieg zur Feste Falkenstein. Er achtete kaum darauf, wohin er die Füße setzte, er forderte den Tod heraus. Dieser aber, als der weitaus Stärkere, mied ihn und so kam Kuno unbeschadet den halben Weg hinauf. Dort setzte er sich auf einen Felsbrocken und starrte sehnsuchtsvoll zur Burg hinauf, wo seine Liebste ebenso litt wie er.

So saß er und merkte kaum, wie das weiche Tuch der Dämmerung über ihn fiel, als ein plötzliches Scharren ihn aus seinen gramvollen Gedanken riss. Ein Scharren - und gleich darauf wurden von einer heiseren Stimme folgende Worte in die abendliche Stille gesprochen: "Was sitzt Ihr hier, Kuno von Sayn, und trauert um etwas, das zu ändern doch in Eurer Macht liegt?"

Das schreckte den jungen Mann vollends auf. "Was meint Ihr damit... und wer seid Ihr?" Da trat aus der Dämmerung eine kleine Gestalt vor ihn, nicht höher als das Knie eines Mannes und mit grauen, verwitterten Gesichtszügen. Das kleine Männlein trug einen schwarzen Umhang, unter dessen Kapuze eisgraues struppiges Haar hervorlugte. Die rötlichen Augen sahen ernst und mitleidig zu Kuno hoch, als das Bergmännchen fortfuhr zu sprechen: "Wir kennen Deine Sorge und Deinen Wunsch, Edler

von Sayn. Wir könnten Dir helfen, aber wie ihr Menschen sagt: Umsonst ist der Tod. Eine Tat ist der and'eren wert, und wenn Ihr uns Euer Wort gebt, soll alles so werden, wie Ihr es wünscht."

Da fuhr es Kuno kalt durchs Herz, denn ihm graute vor einem weiteren verpfändeten Wort. Doch hielt der Gnom seinem Blick ruhig stand, mit freundlichem Ausdruck und gelassener Gebärde. Außerdem hatte er ja nichts mehr zu verlieren, und so fragte der Ritter nach dem Begehre.

"Ihr stört unsere Ruhe, Mensch, mit Euren Stollen und Schächten, die Ihr in den Berg grabt, um zu suchen, was Ihr für wichtig haltet. Es ist unser Reich, in das Ihr Euch vorwagt. Wir könnten Eure Minen und Gruben mit allem darin ersäufen, wenn wir wollten - aber Euer Jammer dauert uns. Gebt uns Euer Wort, dass morgen alle Arbeiten eingestellt und alle Stollen zugeschüttet werden. Dann könnt Ihr dem Herrn auf Falkenstein eine Botschaft schicken, dass Ihr mit Eurem Tross am nächsten Morgen zur Burg reiten werdet, um sein Wort einzufordern. Für den Weg lasst uns sorgen."

Dem Ritter war zumute, als träume er, doch nach kurzem Zaudern gab er sein Wort. Das Erdmännchen verbeugte sich mit den Worten: "So soll es sein", und war verschwunden.

Noch in derselben Nacht gab Kuno die notwendigen Befehle und scherte sich nicht um die erstaunten Blicke seiner Leute. Am nächsten Tag befehligte er die Kolonnen der Arbeiter, packte wohl auch mit an, und ließ überdies dem Falkensteiner die besagte Botschaft zukommen.

Als die Nacht anbrach, war alles so geschehen, wie der Gnom gewünscht hatte. Mit müden Gliedern, aber in leidenschaftlicher Hoffnung, ging Kuno zu Bett, um zum ersten Mal seit Wochen tief und ruhig zu schlafen.

Beim ersten Morgengrauen standen die Pferde gestriegelt und gesattelt und mit verziertem Zaumzeug geschmückt für Kuno von Sayn und seinen Tross bereit.

Und als der Fuß des Burgfelsens erreicht war, da führte ein gut geebener Weg hinan, ohne schroffe Felsen und gut angelegt. Mit je zu viere nebeneinander kamen die Reiter gut voran und erreichten das Burgtor in kurzer Zeit und ohne große Mühen für Mensch und Tier.

Mit beherrschter Miene begrüßte der Burgherr den Ritter und ließ seine Tochter rufen. Ruhig legte er die Hände des Paares ineinander und verkündete öffentlich das Verlöbniß. Er war trotz seines Stolzes einer, der auf seine Ehre hielt und sein Wort nicht brach. Zudem war der Weg auch sein Gewinn, und ohne dass er etwas hätte dazutun müssen.

Das Volk aber nannte den neuen Zugang den "Teufelsweg", denn das

hatte ja wohl nicht mit rechten Dingen zugehen können.

Klaus Störtebeker

Der bekannteste Seeräuber der Geschichte.

"Stort `em op, Klaas". Mit diesen Worten wurde ein mächtiger Krug auf den rohen Holztisch gestellt, gerade vor den Kapitän. Mit blitzenden Augen sahen die Kerls bald auf den Mann, bald auf das Gefäß. In dem überfüllten Raum herrschte erwartungsvolle Stille. Vier Liter etwa fasste so ein Trumm und konnte mehr als einen Mann fällen, der "gut zum Zuge" kam.

Der Käpt´n richtete sich im Sitzen auf und straffte die Schultern, er zwinkerte in die Runde und holte Atem, fasste dann mit beiden Händen den Krug und setzte an. Man hörte so gut wie kein Geräusch, langsam und bedächtig ließ Klaus Störtebeker den Wein in seine Kehle laufen, stetig und ohne abzusetzen.

Nach endlos scheinenden Minuten plötzlich nahm der Mann den Riesenhumpen vom Mund, hob ihn hoch und setzte ihn hart mit dem Boden nach oben auf die Tischplatte. Dann brach die Hölle los, die Männer johlten und piffen, schrien Anerkennung und begeisterte Flüche in voller Lautstärke. Dem Mann war kaum etwas anzumerken, sein Gesicht war rot, aber er atmete ruhig und blickte klar in die Runde.

Bei einem, seinem Vertrauten und Freund, dem Kapitän Gödeke Michels, hielt er inne. Der Blick des anderen zeigte Besorgnis, er schaute ernst drein. Klaus Störtebeker schüttelte leicht den Kopf. "Es ist gut, mach dir keine Sorgen", sollte das wohl heißen. Aber Michels senkte den Blick. Er hatte die eine oder andere ungute Vorahnung in den letzten Tagen gehabt... das Kapergeschäft war zurückgegangen. Das allein war nicht besorgnis erregend, aber sie hatten einige Stützpunkte aufgeben müssen, weil die Mächtigen der Welt Federstriche auf Pergament gezogen hatten.

Jetzt saßen sie auf der verdammten roten Felseninsel fest wie die Füchse im Bau. Zwar waren die Schiffe der Vitalienbrüder den schwerfälligen und bauchigen Koggen der Hanse an Manövrierfähigkeit und Schnelligkeit überlegen, aber es gab Nachrichten, dass die Pfeffersäcke zum Gegenschlag ausholen wollten. Es war von neuen Waffen und Schiffen die Rede, und das gefiel Michels überhaupt nicht. Er fühlte sich um die Halsgegend etwas beengt, so als wäre eine leichte Berührung von Hanf spürbar. Er hätte lieber mit Klaas eindringlich über die Neuigkeiten gesprochen, anstatt Feste zu feiern in diesen unsicheren Zeiten.

Er beobachtete den Anführer Störtebeker, er kannte ihn wie keiner sonst, und er wusste, dass der Kapitän besorgt war. Er verstand auch, dass dieser den Männern die eigene Legende heute nacht vor Augen führen

wollte, um den Zusammenhalt zu festigen. Aber er verstand nicht, dass Klaus nichts hören wollte von Vorsicht oder vielleicht von Rückzug.

"Aufhören wenn die Sonne am höchsten steht", dachte sich Michels, "sonst könnte der Fall sehr tief werden". Aber er würde die Fahrt mitmachen, auf Gedeih und Verderb zu Klaus Störtebeker stehen... mochte da kommen was wolle. "Gottes Freund und aller Welt Feind", murmelte er. "Sei es drum".

Die Befürchtungen des Kaperkapitäns sollten sich bewahrheiten. In Oktober anno 1400, kurz nach dem letzten Bechersturz des berühmten Piraten, wurde die Flotte der "Likedeeler" von den hanseatischen Schiffen aufgebracht. Die Hamburger verfügten über ein neues Kriegsschiff, die "Bunte Kuh", gegen die sogar der "Rote Teufel" Störtebekers nichts auszurichten vermochte.

Der Kapitän und dreißig seiner Männer wurden, in Fässern, wie es heißt, nach Hamburg gebracht. Gödeke konnte dem Desaster entkommen, wurde aber einige Zeit später ebenfalls dingfest gemacht und gehenkt.

Von der Hinrichtung Störtebekers erzählt die Sage, er habe mit dem Bürgermeister Kersten Miles einen Handel abgeschlossen. Störtebeker verlangte, dass alle Männer, an denen er nach seiner Köpfung vorbeigehen könne, ihr Leben behalten sollten.

Tatsächlich ging der Bürgermeister auf den unheimlichen Vorschlag ein, wohl zur Belustigung und auch weil niemand bis dahin einen Mann ohne Kopf hatte sehr weit gehen sehen. Aber zu jedermanns Erstaunen und unter heftigem Bekreuzigen der Zuschauer ging der kopflose Pirat mit unsicheren Schritten an elf seiner Männer vorbei.

Und niemand weiß, wie weit er noch gekommen wäre, wenn der Henker nicht ein Bein vorgereckt und den noch im Tod seinen Freunden treuen Kapitän zu Fall gebracht hätte. Der Bürgermeister aber brach sein gegebenes Wort und ließ alle hinrichten. Die Köpfe der Gehenkten spießte man auf Pfähle längs der Elbe, der Abschreckung wegen und zur Genugtuung der Geschädigten.

Das war das Ende von Klaus Störtebeker, dessen Name "Stürz den Becher" bedeutet. Und es war das Ende einer Ära, dessen Symbol er und seine Mannen waren... "Gottes Freund und aller Welt Feind".

Das Wirtshaus im Spessart

Wo der Spessart ist: in Bayern (Unterfranken) und Hessen.

Merkspruch: "Kinzig, Sinn und Main schließen den Spessart ein"

Vor langer Zeit, als es noch üblich war, dass die jungen Handwerksburschen auf Schusters Rappen durch die Lande zogen, waren zwei junge Männer auf dem Weg durch den großen Wald. Es fing schon an zu dämmern, und der Jüngere, ein Goldschmiedegeselle, fühlte sich ziemlich unbehaglich.

Er bereute schon, dass er sich auf den Vorschlag des um ein wenig älteren Zirkelschmiedes eingelassen hatte. Der hatte wohl gemeint, man könne noch ein gutes Stück Weg hinter sich bringen, bevor es endgültig dunkel würde. Außerdem fände sich im Wald ein Gasthaus, das sei ihm beschrieben worden.

Unter gutmütigem Streiten und Aufmunterungen, die die Furcht des jüngeren Gesellen mildern sollten, kamen sie recht gut voran. Und tatsächlich sahen die beiden bald ein Licht durch die Bäume blinken. Bei diesem Anblick fielen dem Goldarbeiter alle Gruselgeschichten von Kobolden und Irrlichtern ein, aber der Ältere zog ihn lachend vorwärts auf den hellen Schein zu, welcher sich als erleuchtetes Wirtshausfenster erwies.

In der Gaststube trafen die erleichterten Gefährten auf einen freundlichen jungen Studenten und einen wackeren Fuhrmann, welche sie freundlich begrüßten. Die Wirtin und das Gesinde hielten sich recht abseits und machten im Ganzen nicht den Eindruck einer freundlichen Wirtschaft, und so kamen die vier Reisenden bald in ein Gespräch.

Man sprach über die Geschichten, die über den Spessart erzählt wurden und die vor allem von Räubern handelten, die hier ihr Unwesen treiben sollten. Es seien schon manche Reisende auf Nimmerwiedersehen verschwunden, meinte der Fuhrmann. Ein Gasthaus im Wald solle da eine höchst zwielichtige Rolle spielen.

Man begann, sich mit prüfenden Blicken in der Gaststube umzusehen, und es machte sich eine recht unbehagliche Stimmung breit. Dem jungen Goldschmied wurde es angst und bange, trug er doch einen schönen Satz Schmuck mit sich, den er selber angefertigt hatte und seiner Wohltäterin und Patin überbringen wollte. Jene Dame hatte sich seiner angenommen und von ferne unterstützend und wohlwollend gewirkt, als er seine Mutter verloren hatte. Allein um diesen kleinen Schatz ging es ihm, um mit dem Geschmeide seinen Dank abzutragen.

Tatsächlich aber wurden die vier Zufallsbekanntnen immer sicherer, dass sie in eine Falle geraten seien und beschlossen, auf keinen Fall zu schlafen, damit man sie nicht wehrlos überwältigen könne. Und um sich wachzuhalten, erzählten sie Geschichten.

Der Zirkelschmied war gerade mitten in der "Sage vom Hirschgulden", als die Wirtin an den Tisch trat und mit barschem Gehabe verlangte, dass man nun zu Bett gehen müsse, da sie nun selber ruhen wolle.

Das war nun ein ungewöhnliches Ansinnen in einer Gaststube, aber die Gefährten merkten wohl, dass man sie aus dem Weg haben wollte und zogen sich zurück. Als sie alleine waren, beratschlagten sie, was nun zu tun sei. Es blieb allerdings nichts anderes übrig als abzuwarten, denn die Fenster in den Kammern erwiesen sich als vergittert. An eine Flucht war also nicht zu denken. Also rückte man wieder zusammen und unterhielt sich weiter mit Erzählungen. Reihum steuerte jeder etwas bei, um den Schlaf fernzuhalten, was sich auch als vortreffliches Mittel erwies.

Plötzlich wurde es unten vor dem Haus lebendig, Räderrollen und Pferdegetrappel war zu hören. Dann waren die schmeichelnden Stimmen der Wirtsleute zu vernehmen. Der Fuhrmann öffnete die Tür einen Spalt breit und sah eben noch, wie zwei Damen in einer Kammer verschwanden. Ein breitschultriger Jäger hatte sie begleitet und wollte eben den Gang hinuntergehen, als der Fuhrmann ihn mit raschen Griff in die Stube zog.

Man erklärte dem Überraschten, was sich am Abend ereignet hatte und womit man noch rechnete. Der Jäger eskortierte seine Herrin, eine Gräfin und deren Begleiterin. Durch dessen Bericht wurde der finstere Plan offenbar, denn auf die Damen hatte man es abgesehen, weswegen die übrigen Gäste so früh aus dem Weg hatten geschafft werden sollen. Ein Blick aus dem Fenster zeigte, dass sich die Räuberbande offen vor dem Haus bewegte und mit den Wirtsleuten beriet. Man verbarrikadierte nun den Raum der Gräfin und bezog Posten oben auf der Treppe, ausgerüstet mit den Pistolen, die der Jäger bei sich hatte.

Somit wurde den Wegelagerern ein übler Empfang bereitet, als sie endlich zur Tat schreiten wollten. Die Sache stand nun gleich zu gleich und die Räuber verlangten die Herausgabe der Frauen, in deren Fall sie den übrigen freien Abzug gewähren wollten. Da verfiel der Goldschmied auf eine List. Klein und zierlich gewachsen wie er war, würde er in den Kleidern der Gräfin wohl einige Zeit ohne Entdeckung bestehen können. So wäre wenigstens die Dame in Sicherheit, bis die Freigelassenen für Hilfe sorgen könnten. So wurden die Kleider getauscht und die Gräfin konnte als Bursche getarnt ent schlüpfen, während der Jäger und der Junge mit der Bande ziehen mussten.

Im Lager der Räuber nun wurde ihnen kein Ungemach bereitet, man begegnete der "Dame" mit vollstem Respekt. Mit zitternder Hand und mit ständiger Angst sich zu verraten, hatte der Junge ein Schreiben an den Grafen verfasst, in dem er um die Zahlung des Lösegeldes bat. Das tat er auf Geheiß der Entführer, denen es vor allem darum gegangen war.

Um die Zeit totzuschlagen, in der nichts unternommen werden konnte, wurden wieder die Geschichten hervorgeholt und erzählt. Die Entführer allerdings waren mittlerweile auch in Bedrängnis geraten, da durch den Grafen und seine Männer jeder Weg kontrolliert wurde und man allenthalben auf der Suche nach der Bande war.

Schließlich bat der Räuberhauptmann um eine Unterredung. Falls man sich für ihn verwenden wolle, würde er zur Flucht verhelfen und ein neues Leben beginnen, als Soldat oder Söldner. Das sagte die "Gräfin" zu, und unter der Führung des Räubers flohen sie aus dem Lager. Bald trafen sie auf die Männer des Grafen, die sie zum Schloss brachten. Hier trafen sich alle glücklich wieder und berichteten einander von den Geschehnissen.

Der junge Goldschmied erzählte von seiner Mission und zeigte seinen Schatz, den er noch überbringen wollte. Beim Anblick der gefassten Steine tat die Gräfin einen überraschten Ausruf - waren es doch ihre eigenen, die sie ihrer Kammerfrau übergeben hatte. Und jene war niemand anders als die Mutter des Handwerksburschen, der nun seiner Gönnerin den Schmuck übergeben konnte. So fügte sich alles zum Guten. Sogar für den Räuberhauptmann, dem sein Verhalten hoch angerechnet wurde und der sich in Italien ein neues Leben als ehrbarer Soldat aufbaute.

Die Gefährten verloren sich nicht aus den Augen, der kecke Zirkelschmied wurde nach seinen Reisen in demselben Ort ansässig wie der junge Held der Geschichte.

Und wenn man gemütlich zusammen saß und der alten Zeiten gedachte, da meinte der Eine oder Andere, dass Spuk- und Gespenstergeschichten zuweilen wohl lebensrettend wären und durchaus keine Zeitverschwendung.

[[Link: Das deutsche Mittelgebirge Spessart \(Unterfranken / Südhessen\)](#)]

Die Sage vom Jungfernsprung

Aus dem Dahner Felsenland in der Pfalz

Bei Dahn in der Pfalz liegt der Jungfernsprung, ein steiler Felsen, der 70 m hoch ist und den Ort überragt. Wie der Fels zu seinem Namen kam, erzählt die Sage vom Jungfernsprung.

Vor langer Zeit lebten die Menschen im Dahner Tal im Schatten der Adligen und Burgherren, die allerhand Dienste und Fron verlangten, und dafür Schutz boten vor Feinden und Angreifern. Die hochgestellten Herren waren wohl kaum etwas anderes als Raubritter und deren Söldner, und sie benahmen sich kaum besser als die Räuber und Wegelagerer, vor denen sie das Volk schützen sollten. Sie waren eine Plage für die Menschen, die in ständiger Angst und Armut lebten.

Eines Tages ging ein junges Mädchen in den Wald, um Holz und vielleicht das eine oder andere Essbare zu sammeln. Es war nicht ungefährlich, was sie da wagte, denn man konnte jederzeit einem oder gar mehreren der unangenehmen Gesellen in die Arme laufen. Und helfen konnte dann nur noch Gott. Daher tat sie hastig ihre Arbeit, nicht ohne sich immer wieder ängstlich umzublicken und auf Geräusche achtzugeben.

Während sich die Jungfrau immer weiter bückte, kleine Äste und Zweige aufnahm und zu einem Bündel fügte, erschien ihr der Wald auf einmal sehr still. Es war keine Vogelstimme mehr zu hören, alles war völlig ruhig ... zu ruhig. Dem Mädchen fuhr ein eisiger Schauer durch die Glieder, sie richtete sich langsam auf, mit angststeifem Nacken. So verharrte sie einige Herzschläge lang, ohne sich zu rühren.

Da knackte etwas, so als bräche ein Ast unter einem Fuß, unter einem schweren Tritt. Sie fuhr herum und sah einen der Gefürchteten auf sich zukommen ... nein, den Allerärmsten. Wie gebannt starrte sie in das Gesicht des langsam näherkommenden Mannes, sah sein breites Grinsen und das starre Funkeln seiner Augen. Er stieß ein heiseres Lachen aus, er war sich seiner Beute sicher und voller Vorfreude.

Der Ton löste ihre Starre, sie ließ das Holz fallen und lief blindlings los. Weg, nur weg von ihm. Halb hörte sie hinter sich einen wütenden Aufschrei, dann splitterte das Unterholz, als der Mann die Verfolgung aufnahm. Das Mädchen rannte ohne Rücksicht auf Ranken und Dornen vorwärts, stolperte und fing sich wieder, sprang über Baumstümpfe, rannte gegen Bäume, verlor kostbare Sekunden.

Der Mann war durch seine Masse und seinen Lederharnisch behindert, aber er brach durch das Dickicht wie ein Rammbock und fiel nicht zurück.

Die Jungfrau hatte längst die Richtung verloren, ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie lief weiter, ohne auf den Weg zu achten. Ihre nackten Beine bluteten und ihre Kleider waren fast in Fetzen, sie merkte es nicht mehr. Nur weiterlaufen, immer weiter.

Dann hinter ihr ein Ruf und ein wildes Lachen, dann Stille. Und es wurde hell vor ihr, der Wald war zu Ende und sie blieb stehen in der hellen Sonne, die plötzlich auf ihrem Gesicht brannte. Mit einem Aufschluchzen erkannte sie, wo sie stand, und dass ihr Weg zu Ende war. Vor ihr war nichts, der Felsen fiel steil viele Meter tief ab. Unter ihr das Dahner Tal und hinter ihr... sie sah sich um. Er stand mit verschränkten Armen nicht weit von ihr auf dem Fels, sein Gesicht eine triumpherfüllte Fratze. Langsam ließ der Jäger die Arme sinken und kam auf sie zu, gemächlich und fast schlendernd. Er war sich seiner Beute gewiss. Entkommen konnte sie ihm nicht mehr.

Aber im Innern der Jungfrau tat sich in der Verzweiflung ein Weg auf, sie hielt dem Blick des Verfolgers einen Augenblick ruhig stand. Verwirrt verharrte er einen Moment, das war ungewöhnlich für ein Beutetier. Das Mädchen schloss die Augen, ihre Lippen bewegten sich lautlos im Gebet und sie legte die Hände auf ihr Herz. Dann drehte sie sich um und tat einen Schritt ins Leere.

Mit einem lästerlichen Fluch machte der Ritter einen Satz zum Rand des Felsens hin, aber sie war in den Abgrund gesprungen und nicht mehr erreichbar für ihn.

Sie hatte sich in die Hände Gottes begeben, losgelassen von aller Furcht, und ihr Vertrauen wurde belohnt. Denn sie stürzte nicht ins Tal wie ein Stein. Sacht kam sie am Fuß des Felsen auf und blieb unverletzt. Und im gleichen Augenblick sprudelte eine Quelle an derselben Stelle hervor.

Was aus der Jungfrau oder dem Häscher geworden ist, wurde nicht überliefert. Manche sagen, es habe sich um den Raubritter "Hans Trapp" von Weissenburg gehandelt, mit dem die Mütter noch heute ihren Kindern Angst machen, wenn diese nicht folgen wollen.

So jedenfalls kam der große Felsen zu seinem Namen und wurde fortan "Jungfernsprung" geheißen.

Das steinerne Brot

Aus Westfalen: Hellinghausen bei Lippstadt, nahe Paderborn

In dem kleinen Ort Hellinghausen, der zum westfälischen Lippstadt gehört, erzählt man noch heute die Geschichte vom steinernen Brot. Die Geschichte nahm vor vielen, vielen Jahren ihren Anfang, als sich zwei Schwestern verheirateten. Beide fanden passende Männer, die um sie freiten, und für beide Geschwister läuteten alsbald die Hochzeitsglocken und ein denkwürdiges Fest wurde gefeiert.

Beide Mädchen hatten sich nie sehr nahegestanden, doch freute sich an diesem Tage eine über das Glück der anderen. Mit dem eigenen Hausstand begann für jede ein anderes Leben, und so sah man sich seltener, hatte doch jede ihre eigene Familie zu versorgen.

Das Schicksal mischt die Karten immer wieder neu, und so verlief das Leben der beiden Schwestern sehr unterschiedlich. Beide Mädchen hatten in Geschäftsdingen begabte Männer geheiratet, und der eine häufte durch kluge Schachzüge Taler auf Taler und baute bald ein herrschaftliches Haus für sich und seine Frau, um mit ihr darin zu wohnen.

Die andere Familie hatte ebenfalls ein gutes, wenn auch nicht überreichliches Auskommen und sah ihr Glück in dem reichlichen Kinderseggen, der das Haus mit viel Leben und Liebe erfüllte, und an dem die Eltern ihre helle Freude hatten. Hier ging es nicht so steif und vornehm zu wie im Haus der reichen Schwester, aber alle liebten einander und fanden ihre Erfüllung in einem zufriedenen Zusammenleben.

So gingen einige Jahre ins Land, als der Familienvater einige unglückliche geschäftliche Entscheidungen traf und einiges von seinem kleinen Vermögen verlor. Man litt zwar keine Not in dem kleinen freundlichen Hause, aber man sah doch etwas mehr auf den Heller. Es waren nun einige Gläubiger zu bezahlen, und es fehlte an einem Kredit, um sich wieder gänzlich zu erholen. Eine Anfrage an die stolze Schwester in dem großen Haus auf dem Hügel am anderen Ende des Ortes kam nicht in Betracht, rümpfte diese doch die Nase über das bescheidene Häuschen der Schwester und brachte kaum einen Gruß über die schmalen Lippen, wenn man sich einmal bei der heiligen Messe begegnete. Aber auch so ging das Leben weiter, und mit Geschick und viel guten Mutes lebte die große Familie recht leidlich weiter und litt keinen wirklichen Mangel.

Dann aber erkrankte der Mann, und es wurde hart für die Frau und die sechs Kinder. Die Mutter musste nun zusehen, dass sie etwas Bargeld verdiente, da ihr Mann kaum seinen Pflichten nachkommen konnte und oft an das Bett gefesselt war. Da besann sie sich auf ihre Fähigkeiten und

ging, ihre schönen Stickereien zu verkaufen. Die Händler am Ort nahmen die hervorragenden Arbeiten gerne an und verschafften der Frau auch Aufträge. So war wenigstens der Hunger ausgesperrt aus dem Hause, in dem der Ehemann sich kränkte, weil sein Weib für andere arbeiten musste.

Die Kinder waren noch zu klein, um eine wirkliche Hilfe zu sein, und so lastete die Mühe um das tägliche Brot auf den Schultern der Ehefrau. Weil es sie erbarmte, wie ihr Mann litt unter seiner erzwungenen Untätigkeit, sprach sie eines Sonntages vor der Kirche ihre Schwester an, sie wollte sie um ein kleines Darlehen angehen. Diese aber ließ sie kaum ausreden, warf ihr vor, einen Taugenichts und Faulenzer geheiratet zu haben, den sie ganz bestimmt nicht unterstützen würde, und rauschte dann hoherhobenen Hauptes vorbei, um dem Herrn Pfarrer ihr schönstes huldvolles Lächeln zu schenken.

Mit dieser Demütigung waren die Leiden für die arme Schwester aber noch nicht am Höhepunkt angelangt, denn kurz darauf verstarb ihr Mann. Nun kamen die Gläubiger zu der Witwe und forderten ihr Häuschen, und mit Mühe wurde eine andere Unterkunft gefunden für die Witwe und ihre Kinder. Fortan wohnten sie in einer verlassenen Hütte am Ortsrand, die vordem einem Schuster gehört hatte und die die Gemeinde nun vermietete für sehr wenig Geld.

Die Tage wurden härter für die Mutter und die Kinder. Von Haus zu Haus ging die Witwe und fragte um Arbeit an. So wusch und plättete sie, putzte und schrubhte, und half in den Ställen und Gaststuben aus, bis sie abends todmüde nach Hause zu ihren Kindern kam. Das Geld, das sie verdiente, reichte kaum, um die geringe Miete zu zahlen und die Kinder zu füttern, geschweige denn für mehr. Denn so sind die Menschen - wenn sie etwas billig haben können, zahlen sie freiwillig keinen Kreuzer zuviel.

Dann wurden die Kinder eines nach dem anderen krank in der zugigen Schusterhütte, das Brennholz war teuer und somit knapp, und wenn eines mit dem Husten fertig war, fing das Nächste damit an. So ging jeder Groschen dahin, meist noch bevor er verdient war. Die Schwester in all ihrem Überfluss wusste sehr wohl um die Lage der Verwandten, doch war es ihr keinen weiteren Gedanken wert.

Im frostklirrenden Winter gab es noch weniger zu tun für die Mutter, und der Verdienst war noch geringer als sonst. Für die Kinder gab es kaum eine Mahlzeit am Tag, und in der dunklen Hütte hörte man nur noch Weinen und Husten. Am Abend eines besonders schlimmen Tages, an dem man die Frau vor fast jeder Türe weggeschickt und die Kinder den ganzen Tag um etwas zu Essen gebettelt hatten, wartete sie, bis die hungrigen Kleinen schliefen. Dann hüllte sie sich fest in ein löchriges altes Tuch und stolperte in ihren Holzschuhen den Hügel hinauf zum Haus der Schwester.

Dort angekommen, wollte der Lakai - den sich die stolze Herrin hielt - die Mutter erst gar nicht melden, doch das Bitten und Weinen der Frau wurde von der Schwester gehört. Die stieß nun das Fenster auf und schrie in den Hof hinunter, was das Weib denn wolle.

Da bat die arme Frau unter Tränen um ein wenig zu essen für die Kinder. Um Brot wenigstens, damit die Kleinen den nächsten Tag überleben würden.

Da lachte die hartherzige Frau laut auf, sie habe kein Brot für nichtsnutzige Bettler - und bevor sie einen Kanten herausgäbe, sähe sie lieber, dass das Brot zu Stein würde. Mit diesen Worten schlug sie das Fenster zu, dass die Scheibe klirrte.

Die verzweifelte Frau im Hof machte kehrt, aber es kann wohl sein, dass einige Kupferstücke in ihre Hand geglitten waren, bevor der Diener die Türe schloss. Die gotteslästerliche Härte der Hausherrin fand keines Christenmenschen Beifall. Hochbefriedigt rauschte die stolze Schwester nun in ihre Schlafgemächer, um sich ihre wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Doch als sie am nächsten Morgen - wie üblich - dem Gesinde in der Küche die Anordnungen des Tages geben wollte, hörte sie schon im Flur, dass etwas außergewöhnliches im Gange war.

Sie riss die Türe zur Küche auf und sah, dass alle Bediensteten miteinander sprachen und sich bekreuzigten. Barsch, wie es ihre Weise war, befahl sie, dass man ihr sage, was vorgefallen war und sich dann zur Arbeit scheren solle. Da wies die Köchin mit zitternder Hand auf die Vorratskammer, wo das Brot aufbewahrt wurde und Laib für Laib auf hölzernen Regalen lag.

Und als die Herrin die Kammer betrat und genau hinsah, da erkannte sie, dass alle Laibe versteint waren. Da war ihr, als träfe ein Blitz ihr Herz, und kurz darauf kam sie wieder in die Küche. Aber sie war schrecklich anzusehen, aschfahl mit einem an die Brust gepressten Steinbrot taumelte sie, unverständliche Worte flüsternd, auf die Treppe zu. Doch bevor sie diese erreichte, sank sie mit einem Seufzer nieder und war tot.

Nun wurden die Dinge anders geregelt, und der Witwe wurde geholfen. Die hartherzige Schwester wurde in der Kirche aufgebahrt, und das Brot, das sie an sich gepresst hatte, wurde in der Kirche zu Hellinghausen ausgestellt - als Warnung für alle Christen vor Geiz und Hartherzigkeit - und dort kann man es heute noch besichtigen.